

**Mark
Brandis**
Salomon 76
**verschwörung
im Weltraum**

Herder



Mark Brandis

Salomon 76

Weltraumpartisanen Band 9

Missionszeitpunkt: 23. Januar 2076 – 15. September 2076

Salomon 76, ein Supercomputer, ist mit allen Daten für eine vollkommene Rechtsprechung gefüttert worden. Die EAAU glaubt, daß mit ihm das Zeitalter absoluter Gerechtigkeit angebrochen ist: Fehlurteile sind ausgeschlossen, kein Verbrecher entgeht seiner Strafe. Aber es dauert nicht lange, bis der Strafverfolger einen gnadenlosen Polizeiterror aufrichtet. Commander Mark Brandis hört die Warnzeichen zuerst nicht – wie alle anderen ist er – trotz teilweise persönlicher Betroffenheit – von der Unfehlbarkeit des Justizrechners überzeugt. Erst als es ihn selbst trifft, handelt er – und es ist beinahe schon zu spät. Erst das allgegenwärtige Netzwerk der Zigeuner, dem auch Grischa Romen angehört, gibt dem Team um den Commander noch einmal eine Chance ...

Mark Brandis

Salomon 76

Verschwörung im Weltraum

Herder Freiburg • Basel • Wien

FÜNFTE AUFLAGE

Schutzumschlag und Illustration:

Robert André

Alle Rechte vorbehalten –

Printed in Germany

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 1974

Herstellung:

Freiburger Graphische Betriebe 1982

ISBN 3-451-16763-8



1.

Hinter mir lag ein harter, anstrengender Tag. Gegen 15.00 Uhr hatte ich *Ares I* nach etlichem Ärger mit der Startautomatik als startklar für den kommenden Morgen gemeldet; danach war ich in die City geflogen, um für Ruth Blumen und vor allem jene Kette aus schwarzen Perlen zu besorgen, die sie sich seit langem wünschte.

Nun, im Schein der untergehenden winterlichen Sonne, kehrte ich heim.

Bevor ich den Helikopter auf dem Landedeck des turmhohen Appartementhauses aufsetzte, in dem ich eine der VEGA gehörende, geräumige Dienstwohnung bewohnte, zog ich ihn aus alter Gewohnheit noch einmal hoch, um einen Blick auf Metropolis zu werfen, diese unvergleichliche, geliebte Stadt mitten im Atlantik, auf dieses vom weißen Blütenkranz der Brandung gesäumte Denkmal menschlichen Fleißes und Wagemutes. Und wie so oft, wenn ich mich in Gedanken bereits auf einen neuen, atemberaubenden, kühnen Sturz ins All vorbereitete, zu fremden, geheimnisvollen Sternen, empfand ich noch einmal mit all meinen Sinnen, wie teuer und unersetzlich dem Menschen diese Erde ist, aus deren Lehm – so die Überlieferung – er in grauer Vorzeit entstanden ist. Wohin er auch geht: die Erinnerung an die Erde folgt ihm nach. Aus schwindelnder Höhe einen Blick auf Metropolis zu werfen war immer wieder ein Fest für meine Augen.

Als ich einschwenkte, um aufzusetzen, entdeckte ich auf dem Landedeck zu meiner Überraschung John Harris' schwarzen Helikopter mit der knallroten Nummer Eins.

Irgend etwas, wovon ich nichts ahnte, mußte geschehen sein – denn zu einem privaten Besuch wäre Harris nicht mit einem Dienstfahrzeug der VEGA gekommen, auch wenn er als

Direktor sich eine solche Freiheit durchaus hätte herausnehmen können. Oder sollte er, einer spontanen Eingebung folgend, nur kurz vorbeigekommen sein, um Ruth und mir zu unserem Hochzeitstag zu gratulieren? Ich landete mit einem unbehaglichen Gefühl.

Ruth öffnete, und ich drückte ihr die Orchideen in die Hand. Ihre grünen Augen leuchteten vergnügt.

»Für mich?«

»Für die Frau meines Lebens«, sagte ich. »Dreimal darfst du raten, wer das ist.«

Sie warf sich an meine Brust.

»Mark«, sagte sie, »Mark, du bist verrückt!«

»Das«, antwortete ich lachend, »darfst du erst behaupten, wenn du dein Geschenk gesehen hast! Aber jetzt sag: was will Harris?«

Ruth löste sich aus meinen Armen und glättete ihr zerzaustes rotes Haar.

»Keine Ahnung. Er hat nur gesagt, es sei wichtig. Übrigens ist er nicht allein.«

»Wer ist bei ihm?«

»Villiers.«

»Welcher Villiers? Ich kenne davon ein halbes Dutzend.«

»In diesem Fall, leider, der Villiers.«

Einen Atemzug lang fühlte ich mich überrumpelt. Meine Ahnung hatte folglich nicht getrogen. Etwas war vorgefallen: etwas von größter Tragweite und Bedeutung.

Henri Villiers, in dessen Begleitung mich Harris so überraschend aufsuchte, war der Justiz- und Polizeiminister der EAAU, der Drei Vereinigten Kontinente Europa, Afrika und Amerika.

»Und auch er hat nichts angedeutet?«

»Nichts. Aber du solltest ihn nicht warten lassen.«

Der Festtag war mir verdorben. Ich reichte Ruth das schmale,

längliche Etui mit der Perlenkette.

»Eigentlich«, sagte ich, »war es nicht meine Absicht, dir dein Geschenk zwischen Tür und Angel zu überreichen.

Aber du siehst, die VEGA hat mich schon wieder mal in ihren Klauen.«

Ruth stellte sich auf die Zehenspitzen und drückte mir einen Kuß auf die Stirn.

»Geh!« sagte sie. »Im Grunde liebst du deinen Beruf ja von ganzem Herzen. Ich mache euch inzwischen einen Kaffee.«

Als ich eintrat, erhoben sich meine beiden Besucher aus den Sesseln. Harris wandte mir sein kühles, ausdrucksloses Gesicht zu und nickte. »Gut, daß Sie endlich da sind, Commander. Ich möchte Sie mit Minister Villiers bekanntmachen.«

Villiers reichte mir seine schlanke, blasser Gelehrtenhand.

»Ich bitte Sie, uns unser unangemeldetes Eindringen in Ihre private Sphäre nicht zu verübeln, Commander.

Seien Sie versichert, daß ich mich zu einem solchen Schritt nicht entschlossen hätte, wenn in diesen Stunden nicht so allerlei auf dem Spiel gestanden hätte. Aber bevor ich zur Sache komme, sollten wir – Ihr Einverständnis vorausgesetzt – uns wieder setzen. Es spricht sich dann zwangloser.«

Villiers feines, vornehmes Gesicht wirkte kühl und beherrscht. Nur seine Augen, verborgen hinter einem altmodischen, goldgeränderten Zwicker, ließen mich ahnen, daß irgend etwas ihn zutiefst beunruhigte. Meine Verärgerung verflog. Man konnte Henri Villiers nicht Auge in Auge gegenüberstehen, ohne von ihm beeindruckt zu sein. Und obwohl ich an diesem 23. Januar 2076 zum ersten Mal die Ehre hatte, von ihm in ein persönliches Gespräch gezogen zu werden, spürte ich doch einen Hauch jenes Feuers, das in ihm brannte, den Atem der großen Leidenschaft, der alle seine Gedanken und Taten prägte und ihm einen unvergänglichen Platz in der Geschichte sicherte.

»Meine Frau«, sagte ich, »bereitet Kaffee. Hat unser Gespräch so lange Zeit?«

Harris schüttelte den Kopf. »Wir brauchen die *Ares I*, Commander, und zwar sofort.«

»Sir«, antwortete ich entgeistert, »das Schiff soll morgen seinen ersten Flug absolvieren!«

Harris zog ein wenig die Brauen hoch. »Sie brauchen mich nicht zu belehren, Brandis. Ich bin im Bilde. Leider haben sich einige Dinge ergeben, im Zusammenhang mit SALOMON 76, die eine Abänderung unseres Programmes erforderlich machen – immer vorausgesetzt, daß Sie uns Ihre Mitarbeit nicht verweigern.«

Das Stichwort war gefallen. Eine Weile blieb ich stumm, während ich mir ins Gedächtnis zurückrief, was ich alles über dieses neue Weltwunder bereits gehört, gelesen und gesehen hatte, das nur noch eines Knopfdruckes harnte, um den Menschen endlich das zu geben, wofür sie durch Jahrtausende hindurch gekämpft und gelitten hatten: den Einklang von Recht und Gerechtigkeit. Das Instrument, das diesen uralten Traum verwirklichen sollte, schwebte in dem rauchschwarzen Samt des Raumes wie ein funkelnder, zur Halbkugel geschliffener Rubin: ein von Menschenhand geschaffener gewaltiger Edelstein unter den Sternen, ein astrales Gehäuse von fast tausend Metern Durchmesser, einzig und allein dazu bestimmt, in der keimfreien, schwerelosen Zone des ewigen Schweigens den größten Computer zu beherbergen, der je erdacht und gebaut worden war: SALOMON 76.

»Ein Wort vorweg, Commander«, sagte Minister Villiers leise. »Was SALOMON 76 für die Menschen der EAAU bedeutet, brauche ich Ihnen nicht erst auseinanderzusetzen. Nur so viel: Ein neues Kapitel in der Geschichte der Justiz beginnt. Zum ersten Mal wird es geben, was es bisher zu keiner Zeit und an keinem Ort gegeben hat: absolute Gerechtigkeit.«

Der Minister sprach von seinem Lebenswerk. Für dieses riesige Elektronengehirn im Raum, das in ständiger Verbindung stand mit einer Tausendschaft von Tochtercomputern auf Erde und Venus, hatte er zwei Amtsperioden hindurch gewirkt und gekämpft, zäh, beharrlich und unermüdlich. Nach und nach war es ihm dank der Lauterkeit seiner Argumente gelungen, auch den letzten Widersacher davon zu überzeugen, daß die Zeit, in der Menschen über Menschen richten durften, endgültig der Vergangenheit angehören mußte.

»Wir brauchen uns unserer bisherigen Justiz gewiß nicht zu schämen«, fuhr Villiers halblaut fort. »Sie war so gut und so unbestechlich, wie sie sein konnte, solange Menschen in Roben ihres Amtes walteten. Aber Menschen« – der Minister hob ein wenig die Schultern – »sind und bleiben fehlbar, und mit jedem Irrtum, der ihnen unterläuft, wächst ihre Schuld, wächst ihre Unsicherheit. SALOMON 76 leitet eine neue Ära der Verbrechensbekämpfung und der Rechtsprechung ein: unfehlbar und unbestechlich, leidenschaftslos und gerecht. Wer sich gegen das Gesetz vergeht, wird bekommen, was ihm zusteht, nicht mehr und nicht weniger: angeklagt, verteidigt und abgeurteilt durch einen Computer, der mehr über diesen Menschen, seine Motive und das moralische Ausmaß seiner Schuld weiß als dieser selbst.« Villiers verstummte und warf einen Blick auf die Uhr. »SALOMON 76 ist in Gefahr, Commander. Es gibt Kräfte und Strömungen in diesem Lande, die seine Inbetriebnahme um jeden Preis verhindern wollen.«

»Ich verstehe nicht«, warf ich ein. »All das, was Sie mir soeben geschildert haben, Sir, ergibt in meinen Augen noch keinen Grund, gegen SALOMON 76 vorzugehen.«

Harris räusperte sich. »Vielleicht, Exzellenz«, schlug er höflich vor, »sollten Sie Commander Brandis, bevor Sie die Gesprächsführung an mich delegieren, noch einige weitere Einzelheiten über SALOMON 76 mitteilen – Einzelheiten, die

bisher mit dem Stempel Geheim versehen waren.«

Henri Villiers neigte zustimmend die Stirn.

»Sie haben recht«, erwiderte er. »Commander Brandis hat einen Anspruch auf die volle Wahrheit.« Villiers goldgeränderter Zwicker wandte sich mir wieder zu.

»SALOMON 76 ist nicht nur, wie bisher immer bekanntgegeben wurde, ein Instrument gerechter Urteilsfindung. Zugleich ist er der perfekteste Polizeiapparat, der je entwickelt wurde. Er wird aufgrund der ihm eingegebenen Informationen die Verbrechensbekämpfung in einem solchen Maß revolutionieren, daß – ich gehe jede Wette ein – innerhalb weniger Wochen jede Art von Kriminalität innerhalb der Grenzen der EAAU im Keim erstickt sein wird. Denn worauf baut ein Mensch, der das Gesetz bricht? Letztlich doch immer nur darauf, daß er unentdeckt bleibt. SALOMON 76 macht ihm einen Strich durch die Rechnung. Sobald er die erste einen Gesetzesbruch betreffende Information von einem der Tochtercomputer erhält, nimmt er unverzüglich die Fahndung auf – und von dort bis zur Aburteilung des Täters ist es nur ein Schritt. Die Polizei wird jederzeit wissen, wann und wo sie einzugreifen hat.« Henri Villiers' Stimme wurde lauter, als er die Vision der gerechten Zukunft noch einmal in einige wenige Worte zusammenfaßte: »Nie wieder, Commander Brandis, wird es einen Verbrecher geben, der unentdeckt sich seiner Missetat erfreut, nie wieder einen Urteilsspruch, der sich anzweifeln läßt.«

Ich schwieg. John Harris wandte sich langsam zu mir um.

»Es gibt Leute, die eben dies verhindern wollen, Brandis. Und sie sind schon unterwegs. Verstehen Sie, weshalb wir Sie und die *Ares I* brauchen? Sie müssen diesen Leuten zuvorkommen. Der Minister und ich – wir haben das Problem hin und her erwogen. Die Strategische Raumflotte können und wollen wir nicht einschalten, um den Fall nicht mehr als nötig

aufzubauschen – und von unseren eigenen schnellen Schiffen sind zur Zeit alle unterwegs beziehungsweise im Dock.«

Villiers schenkte mir ein beruhigendes Lächeln.

»Ich sehe, Sie zucken zusammen, Commander! Nun, ich gebe Ihnen mein Wort: Es wird kein Kampfeinsatz! Sie sollen nicht Raumpolizist spielen – sondern einzig und allein mich und Professor Kalaschnikow, den Konstrukteur, auf dem schnellsten Weg zu SALOMON 76 bringen.

Die Einweihung ist im Einvernehmen mit dem Präsidenten der EAAU um vierundzwanzig Stunden vorverlegt.

Wie lautet Ihre Entscheidung, Commander?«

Einen Atemzug lang war ich unschlüssig. Ich hatte mich auf diesen Abend mit Ruth gefreut – auf diese letzte Nacht, bevor ich wieder für viele Wochen eintauchen würde in das Reich der Sterne.

»Sir«, gab ich vorsichtig zu bedenken, »*Ares I* ist alles andere als ein bequemes Passagierschiff. Sie ist ein Schwerer Kreuzer: eng und unbequem.«

Villiers Gelehrtenhand wischte meinen Einwand hinweg.

»Das tut nichts zur Sache, Commander. Was ich erwarte, ist Schnelligkeit, kein Komfort!«

»Und wann?« fragte ich.

»Sofort«, antwortete Harris. »Ihre Crew und der Professor sind bereits an Bord. Trotzdem, ich wiederhole: Dies ist kein Befehl. Es handelt sich um eine Bitte.«

»Die ich Ihnen kaum abschlagen kann«, sagte ich seufzend und stand auf. »Sir, bei allem Respekt – Sie sind ein altes Ekel!«

Harris' wasserblaue Augen funkelten amüsiert.

»Ich sehe, wir verstehen uns, Brandis. Wie in alten Zeiten.«

Die alten Zeiten! Auf einmal standen sie wieder vor meinen Augen: der Bürgerkrieg, die unruhvolle Nachkriegszeit, der kühne Sprung zum Uranus – stets und immer hatte es zwischen

Harris und mir ein unzerstörbares Band des Vertrauens gegeben. Ich begriff, daß hinter seiner Bitte mehr stand, als er aussprach. Er war auf mich angewiesen.

Ruth erschien mit einem Tablett in der Hand. Sie brachte den versprochenen Kaffee.

»Ich hoffe«, sagte sie, »ich platze da nicht in irgendein wichtiges, geheimes Gespräch.«

Villiers erhob sich, um ihr behilflich zu sein.

»Mir scheint«, sagte er, »alles, was es zu unserem Thema zu sagen gab, ist gesagt.«

Ruth richtete Ihre Augen auf mich.

»Ich nehme an, du mußt fort, Mark.«

»Ja«, sagte ich.

»Und wohin?«

»Nicht allzu weit.«

»Und wann?«

»Jetzt gleich.«

Ruth machte eine hilflose Gebärde. Ihre grünen Augen schimmerten auf einmal feucht.

»Wenn es so ist, Mark – dann laß dich nicht aufhalten.

Aber, bitte, paß auf dich auf! Paß auf dich auf!«

Ich nahm sie in die Arme, und sie flüsterte mir ins Ohr: »Du bist mehr als verrückt, Mark. Du bist wahnsinnig.

Danke für die Perlen.«

Erst als Harris, Villiers und ich uns zu gehen anschickten, fiel ihr der Kaffee ein. »Mark!« sagte sie. »Was fange ich jetzt mit dem ganzen Kaffee an?«

»Wenn ich zurückkomme«, antwortete ich verbittert, »wärmst du ihn auf.«

2.

Tief in der Unendlichkeit des Raumes, rund vierundzwanzigtausend Meilen von der Erde entfernt, schien der trapezförmige, flache Leib des Schweren Kreuzers *Ares I* auf der Stelle zu stehen. In Wirklichkeit jedoch war er längst in eine ellipsenförmige Umlaufbahn eingetreten, die parallel zu jener von SALOMON 76 verlief.

Die Reise war ohne Zwischenfälle verlaufen, und sollte je eine ernsthafte Gefahr für SALOMON 76 bestanden haben – in wenigen Stunden, nach der feierlichen Inbetriebnahme, würde sie auf alle Zeiten gebannt sein.

Zwei, drei Sekunden lang weilte mein Blick nachdenklich auf dem schimmernden Rubin im All, mit dem sich ein neues Zeitalter verband, dann wandte ich mich entschlossen an Captain Grischa Romen, den Piloten.

»Landung in freiem Manöver, Captain!«

Captain Romen wiederholte den Befehl, und das Schiff nahm wieder Fahrt auf. Einen Atemzug lang, unmittelbar vor der Landung, schien Captain Romen jedoch auf einmal zu zögern, und ich glaubte ihn zu verstehen. Aus dunkler Tiefe brach ein letztes Mal der uralte Traum des Zigeuners von schrankenloser Freiheit und ungebärdiger Wanderschaft, brach das überlieferte, ererbte Mißtrauen gegen jede stammesfremde Ordnung und Obrigkeit. All dies währte freilich nur einen flüchtigen Augenblick – dann legten sich Captain Romens braune Hände fest und entschlossen auf die Klaviatur der Regler, und leicht wie eine Feder setzte *Ares I* auf dem markierten Liftkopf auf.

»Schiff gelandet, Sir.«

»Danke, Captain.«

Ich löste mich aus den Gurten. Captain Romen sprach mich

noch einmal an.

»Sir –«

»Ja.«

»Hand aufs Herz, Sir! Was halten Sie von diesem Ding?«

»Nun«, ich suchte nach Worten, »ich glaube, mit diesem Ding, wie Sie SALOMON 76 nennen, Captain, tut die Menschheit einen großen Schritt in eine bessere Zukunft.

Einen sehr großen Schritt.«

Captain Romens braune Augen blickten trüb.

»Ich weiß nicht, Sir«, sagte er leise, »ich weiß nicht. Ich habe auf einmal ein verdammt ungutes Gefühl.«

Ich ging nicht darauf ein. Es wurde für mich Zeit, meine beiden Passagiere zum Ausstieg zu begleiten. Erst viel später sollten mir Captain Romens Worte wieder einfallen – zu einer Zeit, da das ungute Gefühl längst auf mich übergegriffen hatte.

Im Innern der Station empfing uns feierliches, rubinrotes Licht. Wie in manchen alten Kathedralen schien es von überallher und von nirgends zu kommen. Erst als ich, wie es das Reglement vorschrieb, als letzter von Bord gegangen war, entdeckte ich, daß die Wände der Station aus rubinfarbenem transparentem Kunststoff bestanden.

Nicht ein einziges Stück Metall hatte beim Bau des Gehäuses Verwendung gefunden. Das riesige Elektronenhirn, in dem neben den Namen, Daten und Besonderheiten aller Bürger der Drei Vereinigten Kontinente sämtliche gültigen Gesetzestexte und Paragraphen sowie der ganze Katalog kriminalistischer Erfahrungen und polizeilicher Mittel gespeichert war, sollte durch keinerlei magnetische Einwirkung beeinflusst werden. Das Licht fiel von außen ein: gedämpft und magisch.

Die Kameras eines bereitstehenden Fernsehteams traten in Aktion und sandten ihre Signale über einen haarfeinen, unsichtbaren Laserstrahl hinab auf die Erde, wo diese dann wieder zu Bildern zusammengesetzt und in jedes Haus geleitet

wurden. Eine andere Richtstrecke verband SALOMON 76 mit den Towns auf der Venus.

Und überall dort, wo die Bilder aufleuchteten, hielten die Menschen den Atem an und lauschten der erläuternden Stimme: »Meine Damen und Herren, in Abänderung unseres Programms übertragen wir schon heute die feierliche Inbetriebnahme von SALOMON 76 ...«

Musik erklang. Der Festakt, mit dem die Bürger der EAAU in eine neue Zeit eintraten, begann. Professor Kalaschnikow, der Konstrukteur der Station, ein würdevoller alter Mann mit schulterlangem, schlohweißem Haar und gütigen, fast kindlich naiven Augen, übergab Minister Villiers auf einem blausamtenen Kissen ein handgroßes Schaltpult. Er schien etwas sagen zu wollen, doch seine Stimme versagte. SALOMON 76 – so viel hatte ich inzwischen in Erfahrung gebracht – war die Krönung seines Lebens. Mit diesem Computer hatte er alles gegeben: sein Wissen, sein Talent, seine Hoffnung.

Das Werk sprach für ihn. Kalaschnikow machte eine hilflose Bewegung und trat in den Hintergrund zurück. Seine Augen schimmerten feucht.

Minister Villiers reichte das Kissen mit dem Schaltpult weiter, eilte hinter dem Professor her und schloß ihn bewegt in die Arme. Die Mikrofone übertrugen seine Worte in alle Welt: »Kommen Sie, verehrter Herr Professor, kommen Sie und zeigen Sie sich den unzähligen Augen, die in dieser Minute voller Hoffnung und Vertrauen auf uns gerichtet sind! Wenn die Menschheit heute an der Schwelle zu einem Jahrtausend der Gerechtigkeit steht, dann ist dies vor allem Ihr Verdienst. Ihr Name wird weiterleben in alle Ewigkeit.«

Und dann standen die beiden Männer, denen SALOMON 76 seine Existenz verdankte, der Initiator und der Konstrukteur, Seite an Seite im gleißenden roten Licht.

Die Musik schwoll an. Es war ein erhabener Augenblick. Selbst Captain Romen, zu dem ich kurz hinüberblickte, konnte sich dem Eindruck des Mystischen nicht entziehen. Seine Lippen bewegten sich stumm. Er schien zu beten.

Villiers ergriff das Wort.

Er wiederholte im wesentlichen, was er mir bereits gesagt hatte – nur mit neuen, fast dichterisch klingenden Worten, und er fügte hinzu: »Mit diesem Knopfdruck, den ich in meiner Eigenschaft als Minister für Justiz und Polizei in wenigen Augenblicken vollziehe, bevor ich, überflüssig geworden, mein Amt niederlege und zurücktrete, zieht absolute Rechtssicherheit in unsere Kontinente ein.«

Die Nationalhymne der EAAU erklang. Die rechte Hand des Ministers schwebte über dem Schaltpult.

»Bürger der Drei Vereinigten Kontinente, ich übergebe mein Amt an SALOMON 76! Möge er in Zukunft rechten und richten – weiser und gerechter, als es je ein Mensch zu tun vermochte. Niemand von uns – nicht einmal ich – kann ahnen, welches sein erster Fall sein wird. Alle Gewalt der Entscheidung liegt nun bei ihm.«

Die Hand des scheidenden Ministers legte sich auf das Pult, verweilte dort drei, vier Sekunden – und schwebte dann hoch zum alten römischen Gruß. SALOMON 76 hatte übernommen.

Die bunten Lichter flammten auf. Ein tiefes Atemholen schien durch die Elektronik zu gehen – dann begann sie gleichmäßig zu summen; und damit nahm auch die Tausendschaft der Tochtercomputer ihre Arbeit auf.

Mit diesem historischen Knopfdruck begann sich das Rad der Ereignisse, die heute von der Geschichtsschreibung lakonisch als das Jahr des Computers zusammengefaßt sind, zu drehen: schneller und immer schneller.

Betreßte Diener reichten perlenden Champagner. Villiers hob sein Glas, und dabei fiel sein Blick auf mich und auf meine

Crew.

»Was ist mit Ihnen, Commander? Wollen Sie nicht mit uns anstoßen?«

Ich lächelte.

»Bedaure, Sir. Das wäre gegen die Vorschrift. Ich bin im Dienst. Und – ehrlich gesagt, Sir – ich möchte nicht der erste sein, der von SALOMON 76 ertappt und verknackt wird.«

Villiers lachte herzlich.

»In diesem Fall, Commander, sind Sie natürlich entschuldigt – wenngleich ich glaube, daß unser guter Freund SALOMON 76 wohl auch mal ein Auge zugedrückt hätte.«

Ich ergriff die Gelegenheit beim Schopf, um einige Worte als Vertreter der VEGA zu sagen.

»Sir, wenn ich auch nicht mit Ihnen anstoße, so möchte ich doch nicht verfehlen, im Namen meiner Crew Ihnen die aufrichtigsten Glückwünsche auszusprechen zu Ihrem großen Werk.«

Henri Villiers eilte auf mich zu und drückte mir mit plötzlichem Überschwang die Hand.

»Danke, Commander. Aber mehr noch als mir sollte Ihr Glückwunsch der ganzen Menschheit gelten, der wir heute ein Instrument übergeben haben, das noch gerechter und unbestechlicher ist als Gott. Möge es ihr zum Segen gereichen!«

Im Anschluß daran rief ich meine Crew zusammen. Wir gingen an Bord, um den Rückflug nach Metropolis zu programmieren. Wir, das waren an diesem Tag außer mir, dem Commander: Captain Grischa Romen – genannt der »fliegende Zigeuner«; Iwan Stroganow, der breitschultrige, grauhaarige Sibiriak, einer der zuverlässigsten Navigatoren, die je unter den Sternen geflogen sind; William Xuma, der dunkelhäutige Erste Ingenieur, dem kein Schraubchen an Bord des Schiffes fremd war; George Washington Caldwell, Xumas Assistent, ein

baumlanger, rothaariger Texaner, über den ich mir noch keine Meinung gebildet hatte; Konstantin Simopulos, der Radar-Controller; Antoine Mercier, der Funkoffizier – und schließlich als wichtigster Mann an Bord, da von seinen Kochkünsten letztlich gute Laune oder Verdruß abhingen, Sergeant Per Dahlsen.

Minister Villiers und Professor Kalaschnikow ließen nicht lange auf sich warten. Sobald sich hinter ihnen die Schleuse geschlossen hatte, ließen wir uns vom Fahrstuhl hinauftragen in das kalte, gleißende Licht der Sonne.

Ares I löste sich von der Plattform, beschrieb eine Spirale und nahm Kurs auf die Erde.

Hinter uns lag ein historisches Ereignis.

Vor uns lag, was niemand ahnte: die Hölle.

3.

Als ich rund ein halbes Jahr nach den geschilderten Ereignissen mit *Ares I* zum Landeanflug auf Metropolis ansetzte, war die Erinnerung an SALOMON 76 längst aus meinem Gedächtnis getilgt: nicht etwa, weil diesbezüglich eine Art von psychischer Verdrängung stattgefunden hätte, sondern einzig und allein, weil es zwischen meiner Tätigkeit und jener von SALOMON 76 – wie ich annahm – keinerlei Berührungspunkte gab.

Die Paragraphen, die meinen beruflichen Alltag regelten, waren mir längst in Fleisch und Blut übergegangen; darüber hinaus machte ich mir über die Rechtspflege in der EAAU keine Gedanken. Ich führte keine Prozesse, beging keinerlei strafwürdige Handlungen und las und sah keine

Kriminalberichte.

Das Leben unter den Sternen, unterbrochen von den glücklichen, zufriedenen Tagen mit Ruth O'Hara, füllte mich aus. *Ares I*, diese mir zur Erprobung anvertraute vertrackte Neukonstruktion der Strategischen Raumflotte, trug das ihre dazu bei, mich in Atem zu halten.

Obwohl gegen das Grundprinzip dieses ersten mit Protonenantrieb versehenen Schweren Kreuzers nichts einzuwenden war, zögerte ich, diesem die nötige Serienreife zu attestieren. Jeder Testflug brachte neue Unzulänglichkeiten an den Tag. Meist handelte es sich dabei um Kleinigkeiten, denen man in der Eile, mit der die Strategische Raumflotte die Umrüstung ihres fliegenden Potentials betrieb, um gegenüber den Vereinigten Orientalischen Republiken nicht ins Hintertreffen zu kommen, zunächst nicht viel Bedeutung zugemessen hatte – doch da es letztlich immer wieder die Kleinigkeiten und deren reibungsloses Zusammenspiel sind, was die Sicherheit eines Schiffes auf einsamem Kurs ausmacht, war ich um eine Verlängerung der kalkulierten Testzeit eingekommen.

Harris hatte mich angehört und dann in meinem Sinn entschieden – dies gewiß nicht, um mir einen Gefallen zu tun, sondern um den Militärs gegenüber die Unabhängigkeit der VEGA zu unterstreichen. Sein einziger Kommentar war gewesen: »Wenn man schon höheren Orts Wert auf das Gütesiegel der VEGA legt, dann soll man Schiffe anliefern, die das verdienen – oder sich, verdammt noch mal, in Geduld fassen.«

Wenn man diesen Harris erlebte, fiel es einem schwer, zu glauben, daß er selbst aus den Reihen der Strategischen Raumflotte hervorgegangen und nach dem Bürgerkrieg vorübergehend Präsident der EAAU gewesen war. Der zivile Status der VEGA, der er vorstand, war ihm heilig.

Der letzte Testflug war mit einer Inspektion des Schiffes auf der Venus verbunden gewesen, und zum ersten Mal, seitdem ich dies als verantwortlicher Testpilot übernommen hatte, war die Rubrik Beanstandungen im Bordbuch leer geblieben; ich hatte an *Ares I* nichts auszusetzen gefunden.

»Zwei, drei Flüge dieser Art noch«, sagte ich zu Captain Romen, als wir uns auf den Heimflug machten, »und wir können dieser fliegenden Bulldogge endlich Lebewohl sagen.«

In diesen Worten war eigentlich schon alles enthalten, was ich für *Ares I* empfand. Dennoch möchte ich meine Gefühle präzisieren. Die Bestimmung dieses mächtigen Schiffes, das auf der Epsilon-Klasse aufbaute – Kampf und Zerstörung –, lastete auf mir wie ein Alptraum. Jeder Flug, den ich mit diesem Schiff unternahm, degradierte mich erneut zu einem Zuhälter der Macht.

Ich war nicht mehr der Jüngste; zu viel Kampf und Zerstörung lagen hinter mir. Ich träumte von friedvollen Flügen unter friedvollen Sternen, von kühnen Vorstößen in unbekannte Zonen, die nur deshalb immer wieder vom Programm gestrichen werden mußten, weil das Gleichgewicht des Schreckens, das es nach Ansicht der Militärs zwischen den beiden weltbeherrschenden Machtblöcken EAAU und VOR zu wahren galt, die hierfür erforderlichen Mittel aufzehrte.

Was *Ares I* anbetraf, so tat ich als Testpilot gewissenhaft meine Pflicht; zu lieben – wie ich einst meine *Delta VII* oder meine *Hermes* geliebt hatte – vermochte ich diesen Schweren Kreuzer nicht.

»Eins, Sir«, antwortete Captain Romen auf meine Bemerkung, »kann man der Bulldogge nicht abstreiten: Bei aller sonstigen Lahmheit hat sie verdammt scharfe Zähne. Ich möchte nichts mit ihr zu tun bekommen.«

»Die Lahmheit«, beschloß ich den kurzen Dialog, »werden wir ihr schon austreiben.«

Mit Grischa Romen als Captain hatte ich einen guten Griff getan. Unter seiner braunen Zigeunerhaut schlug das Herz eines geborenen Piloten. Oft, wenn ich ihn am Kommandopult beobachtete, bewunderte ich die traumwandlerische Sicherheit, mit der er sich, von keiner Navigationshilfe geführt, unter den Sternen zurecht fand. Er ging mit dem Schiff um wie ein Pußta-Reiter mit seinem Pferd: teils liebevoll, teils rau – je nachdem, wie es das Schiff verdiente.

Im übrigen war Grischa Romen meines Wissens der einzige Pilot im Dienst der VEGA, der mehrere Instrumente beherrschte. Bei den Paganini-Festkonzerten in Budapest hatte er sich als virtuoser Violinist zu erkennen gegeben und war mit dem zweiten Preis ausgezeichnet worden. An Bord bevorzugte er die Mundharmonika; er spielte sie mit unglaublicher Meisterschaft, und sein Repertoire an alten, teils melancholischen, teils überschwenglichen Zigeunerweisen war schier unerschöpflich. Die Mundharmonika begleitete ihn auf Schritt und Tritt.

Im Gegensatz zu mir, so kam es mir mitunter vor, empfand Captain Romen eine gewisse Zuneigung zur *Ares I*.

Das Störrische, Unberechenbare an diesem Schiff schien ihn zu reizen.

Kurz bevor die *Ares I* in die Erdumlaufbahn eintrat, sprach mich Captain Romen noch einmal an.

»Ich habe da ein Problem, Sir, mit dem ich allein nicht fertig werde.«

»Und?«

»Es hat nichts mit diesem Flug zu tun. Eher eine private Angelegenheit. Erinnern Sie sich noch an SALOMON 76?«

»Ja.«

»Und an all das Gerede von Recht und Gerechtigkeit?«

»Ja.«

Captain Romen wandte sich mir zu, und ich las etwas in

seinen Augen, was mich beunruhigte.

»Ein guter Freund von mir ist verurteilt worden. Ich erfuhr es auf der Venus. Ein Verkehrsunfall, fahrlässige Tötung. SALOMON 76 gab ihm fünf Jahre.«

»Ihr Freund wird das verdient haben, Captain«, antwortete ich ausweichend.

»Ich weiß nicht.« Captain Romen hob die Schultern. »Ich habe vor dem Start noch einmal mit ihm telefoniert. Er schwört, er wäre unschuldig.«

»Und Sie glauben ihm?«

»Natürlich, Sir.«

»Warum erzählen Sie mir das?«

»Warum? Nun, Sir, ich will aufrichtig sein. Sie stehen sich gut mit Direktor Harris. Dieser wiederum ist mehr oder minder befreundet mit dem ehemaligen Justizminister.

Vielleicht ließe sich auf diesem Wege für meinen Freund etwas unternehmen. Das Urteil muß noch einmal überprüft werden.«

Ein Gefühl der Verärgerung überkam mich. Captain Romen ging mit diesem Ansinnen entschieden zu weit.

Seine Treue zu diesem mir unbekannten Menschen in Ehren – aber dieser hatte zweifellos lediglich bekommen, was ihm zustand, nach sorgfältiger Prüfung aller Umstände und Fakten. Und nun sollte ich ihn mit meinen Beziehungen gewissermaßen durch die Hintertür wieder herausholen? Selbst wenn ich gewollt hätte: dies zu tun stand nicht in meiner Macht.

»Captain«, sagte ich, wobei ich nach Möglichkeit alle Schärfe unterließ, »Sie wären ein miserabler Richter. Nur weil Sie gewisse Sympathien für diesen Menschen hegen, spricht Ihr Herz ihn frei. Finden Sie sich damit ab, daß er ein gerechtes Urteil bekommen hat!«

Captain Romens braune Augen verschleierten sich.

»Sir, muß ich das so verstehen, daß Sie es ablehnen, mir in

dieser Angelegenheit zu helfen?«

»Ja«, sagte ich kühl. »Und ich will Ihnen auch mitteilen, weshalb ich ablehne. Ich empfinde Ihr Ansinnen als ungehörig und unmoralisch. Wir leben in einer Epoche, in der das Recht unbestechlich ist. Daran werde ich nicht rühren.«

Captain Romen wandte sich ab. Noch um einige Grad frostiger als ich erwiderte er: »Dann vergessen Sie, Sir, daß ich dies zur Sprache gebracht habe. Ich hatte auf Ihr Verständnis gebaut.«

»Sie sollten besser auf die Schiffsführung achten!« sagte ich eisig. »Der Instrumentencheck ist seit einer halben Minute fällig.«

Zum ersten Mal war ich mit Captain Romen unzufrieden – und vielleicht trug diese Verstimmung zur bevorstehenden Katastrophe bei. In jedem andern Fall wäre es mir schwerlich in den Sinn gekommen, ihm im entscheidenden Moment die Schiffsführung aus der Hand zu nehmen. Niemand vermag zu sagen, ob ihm mehr Glück als mir beschieden gewesen wäre: Tatsache jedoch ist, daß ich, als es darauf ankam, vom Glück verlassen war.

Einstweilen jedoch war die Katastrophe noch ein unbekanntes Stück Zukunft.

Um 09.37 Uhr Metropoliszeit trat die *Ares I* in die Umlaufbahn um die Erde ein, und ich rief, bevor ich das Schiff zum Landeanflug freigab, alle Stationen.

»Hier spricht der Commander. Unser Testflug nähert sich seinem Ende. Etwa in einer Viertelstunde werden wir in Metropolis landen ...«

Während ich sprach, war ich mit meinen Gedanken bereits daheim. Ruth O'Hara würde sich den Tag freigenommen haben. Wahrscheinlich wartete sie schon. In dieser Ehe, in der sie ihren Mann mit den Sternen teilen mußte, war jede Stunde des Beisammenseins wichtig, kostbar und unersetzlich. Ich

bewunderte ihre Tapferkeit und ihre Geduld. Auf einmal hatte ich es eilig. »Ich bitte um die Mängeldurchsage!«

Die Stationen meldeten sich in der gewohnten Reihenfolge.

»NC an Brücke.« Lieutenant Stroganow sprach aus dem Navigations-Center. »Keine Mängel.«

»Danke, NC.«

Das Technische Überwachungs-Center schaltete sich ein. William Xuma sagte: »TÜ an Brücke. Keine Mängel.«

»Danke, TÜ.«

»RC an Brücke.« Lieutenant Simopulos, der Radar-Controller, ließ sich vernehmen. »Keine Mängel.«

»Danke, RC.«

»FK an Brücke.« Antoine Mercier, dem die Funkkabine unterstand, hatte nun, da wir uns der Erde näherten, wieder einmal seinen französischen Zungenschlag. »Keine Mängel.«

»Danke, FK.«

»Kombüse an Brücke.« Per Dahlsens gewaltiger Baß klirrte im Lautsprecher. »Keine Mängel.«

»Danke, Kombüse.«

Im Bordbuch machte ich den entsprechenden Vermerk, daß der Mängelcheck ordnungsgemäß durchgeführt worden war, und wandte mich an Captain Romen: »Sobald die Freigabe von VEGA-Tower vorliegt, setzen Sie auf. Freier Anflug, freies Manöver!«

Captain Romen bestätigte mit verkniiftem Mund. Ich spürte, daß er mir grollte – und eben dies brachte mich noch mehr gegen ihn auf als sein ungehöriges Ansinnen.

Nicht ich mußte in dieser Angelegenheit einlenken, sondern er.

Und indem ich mich, ohne den Dingen auf den Grund zu gehen, verleiten ließ, seine menschlichen Qualitäten anzuzweifeln, stellte ich zugleich unverzeihlicherweise auch seine Qualifikation als zuverlässiger, unbeirrbarer und

unbestechlicher Pilot in Frage.

Die Katastrophe bahnte sich an.

Das Schiff hatte sich der uns zugewiesenen Rampe auf dem VEGA-Gelände bis auf hundert Meter genähert und stand nun senkrecht und kerzengerade in der Luft – das übliche Manöver, um mit dem Heck voraus aufzusetzen –, als sich plötzlich im Lautsprecher Lieutenant Xumas entsetzter Aufschrei vernehmen ließ: »TÜ an Brücke! Sir, die Steuerdüsen spielen verrückt. Es scheint da irgendwo einen Kurzschluß zu geben oder einen Wackelkontakt!«

Ich drückte die Taste und bestätigte.

»Roger, TÜ.«

Im Anschluß daran wandte ich mich an Captain Romen.

»Ich übernehme!«

Er wandte mir flüchtig sein schweißnasses Gesicht zu.

»Sir«, sagte er gepreßt, »Sir, ich glaube, ich kann es schaffen!«

Mag sein, daß er es wirklich geschafft hätte, das Schiff unbeschadet aufzusetzen, doch ich gab ihm keine Gelegenheit dazu, dies unter Beweis zu stellen. Ich riß die Entscheidung über Wohl und Wehe an mich. Dies zu tun war mein verbrieftes Recht: ich war der Commander, beladen mit der ganzen, schweren Last der Verantwortung.

»Ich übernehme!« wiederholte ich – und damit war die Entscheidung gefallen.

Zehn, zwölf Atemzüge lang kämpfte ich verbissen darum, dem ausbrechenden, tollgewordenen Schiff meinen Willen aufzuzwingen – doch alles, was ich damit erreichte, war, daß es sich plötzlich auf die Seite legte, in einem flachen Winkel auf die Rampe hinabstieß, einen Hangar durchbohrte, mehrere fahrbare Gerüste zertrümmerte, einen tiefen Graben in den Strand furchte und schließlich ins Meer stürzte.

Irgendwann verlor ich dabei das Bewußtsein.

Es handelte sich um einen völlig normalen Unfall, wie ihn als Risiko jeder Testflug beinhaltet.

4.

Im Hospital kam ich zu mir. Es war wie ein Aufwachen aus tiefem, traumlosem Schlaf. Ich schlug die Augen auf, weil eine Berührung an meiner Stirn mich weckte, erkannte das über mich gebeugte, mir nicht unvertraute Gesicht des Chirurgen Doktor Perry, dem die Unfallstation des VEGA-Hospitals unterstand, und wußte sofort, was geschehen war. Alles, was mir am vollständigen Bild des Unfalls fehlte, waren die letzten Sekunden. Auch war ich mir nicht darüber im klaren, ob seit diesem Unfall Minuten, Stunden oder Tage vergangen waren.

Doktor Perry sah, daß ich bei Bewußtsein war, und lächelte mir aufmunternd zu, während er fortfuhr, sich an meiner Kopfhaut zu schaffen zu machen.

»Ihr Glück, Commander, möchte man sich wünschen.«

Ich spürte einen leichten Einstich am Oberarm und danach ein Gefühl wohliger Benommenheit. Eine Schwester hatte mir eine Injektion gemacht.

»Keine tröstlichen Phrasen, Doktor!« bat ich. »Wie schwer hat es mich erwischt?«

»Als Mensch und Freund«, meinte Doktor Perry, wobei er nach meinem Puls griff, »müßte ich Ihnen jetzt antworten: Sie haben mehr Glück als Verstand gehabt. Der medizinische Befund ist lakonischer: eine mittelschwere Gehirnerschütterung, ein Riß in der Kopfhaut, den ich soeben vernäht habe. Das ist alles.«

Ich fühlte das ruhige, gleichmäßige Schlagen meines Herzens

und wagte nicht daran zu glauben, daß ich so glimpflich davongekommen war. Hinter mir lag ein übler Unfall – und trotz allem war ich am Leben und nicht einmal schwer verletzt.

»Das Schiff?« fragte ich.

Doktor Perry murmelte, an die Schwester gewandt, einige Worte auf lateinisch und wandte sich mir wieder zu.

»Das Schiff«, antwortete er, »ist längst geborgen. Vielleicht wird es Ihr Selbstbewußtsein etwas stärken, wenn ich Ihnen etwas verrate, was eigentlich nicht in meine Kompetenz fällt: Alle zuständigen Stellen der VEGA sind des Lobes voll über ihre bravouröse Notlandung. Als man im Tower merkte, was bei Ihnen los war, hat man mit dem Schlimmsten gerechnet – mit dem Totalverlust von Schiff und Mannschaft.«

Selten hat es für mich eine bessere Medizin gegeben als diese Worte.

»Kein Totalverlust?« fragte ich – nur um mir noch einmal bestätigen zu lassen, daß alles in Ordnung war.

»Das Schiff«, sagte Doktor Perry geduldig, »ist längst auf der Werft. Man ist dabei, es auseinanderzureißen.«

Doktor Perry stand auf, wie um mich allein zu lassen.

Ich griff nach seiner Hand.

»Und die Crew, Doktor?« fragte ich. »Sind alle so gut davongekommen wie ich?«

Doktor Perry zögerte und schluckte. In seinen Augen ging etwas vor, was mich mit plötzlicher Furcht erfüllte.

Auf einmal begann ich zu ahnen, daß er mir noch nicht alles gesagt hatte. Die schlimme Nachricht lauerte irgendwo im Hintergrund.

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken, Commander!« wich Doktor Perry aus. »Die Crew hat im großen und ganzen unwahrscheinliches Glück gehabt. Überhaupt wurden bei dem Unfall nur zwei Leute verletzt: Sie und der Zweite Ingenieur.«

Wieder wollte er mich allein lassen, und wieder hielt ich ihn

unerbittlich fest.

»Doktor«, bat ich, »sagen Sie mir endlich, was los ist! Wie steht es um Caldwell?«

Doktor Perry schüttelte ganz langsam den Kopf, und seine Augen blickten betrübt.

»Ich mußte operieren«, antwortete er dumpf. »Es hat ihm nichts mehr genutzt. Ich habe ihn nicht durchbekommen.« Doktor Perry legte mir eine Hand auf die Stirn. »Sie fiebern, Commander. Sie sollten schlafen.

Niemand macht Ihnen einen Vorwurf.«

Auf einmal fühlte ich mich zu Tode erschöpft. Vom Gipfel meiner Hoffnung war ich hinabgestürzt in den Abgrund der Verzweiflung. Ich hatte keine Kraft mehr zu kämpfen; ich wollte nur noch daliegen und sterben.

Vielleicht lag es auch an der erhaltenen Spritze, daß ich eindämmerte: zurücktauchend in den barmherzigen Schlaf ohne Traum und ohne Erinnerung.

Einige Tage lang war ich dann, wie ich später erfuhr, ernstlich krank.

In unregelmäßigen Abständen kam ich zu mir – meist nur für kurze Zeit, und nur selten war ich dabei so wach, daß mir alles wieder einfiel.

Einmal, als ich die Augen aufschlug, saß Ruth O'Hara neben meinem Bett und hielt meine schweißnasse Hand.

»Mark!« sagte sie leise. »Bitte, Mark, hör auf, dich zu quälen!«

Ich sah, daß sie sich noch mehr quälte als ich, doch ich hatte keinen Trost für sie.

»Es hätte nicht passieren dürfen!« sagte ich. »Captain Romen hätte es vielleicht geschafft.«

Ruth wischte mir den Schweiß aus dem Gesicht. »Mark, Captain Romen hat zu Protokoll gegeben, daß der Absturz unvermeidlich war! Er sagt, nur dir sei es zu verdanken, daß

das Schlimmste abgewendet werden konnte.«

Ich flüchtete zurück in meinen traumlosen Schlaf.

Als ich wieder einmal zu mir kam, stand vor mir ein mir unbekannter Arzt.

»Nun, Commander«, sagte er munter, »wie geht's? Ich glaube, Sie sind so ziemlich über den Berg. Noch ein paar Tage Ruhe, und dann können Sie getrost nach Hause gehen. Es wird nichts zurückbleiben.« Er reichte mir die Hand. »Übrigens, ich bin Doktor Filipowicz.«

Ich versuchte mich aufzusetzen, doch dazu reichten meine Kräfte nicht aus.

»Wo ist Doktor Perry?« fragte ich.

Doktor Filipowicz wiegte beschwichtigend den Kopf.

»Sie dürfen sich jetzt nicht aufregen, Commander. Keine Fragen, keine Probleme! Sie haben einen schweren Schock davongetragen. Jetzt müssen Sie sich in erster Linie darauf konzentrieren, wieder gesund zu werden.«

Ich merkte, daß der neue Arzt mir etwas verheimlichte – und desto beharrlicher verlangte ich nun nach Doktor Perry.

»Ich bin schon wieder ganz in Ordnung, Doktor!« sagte ich.

»Und nun schicken Sie endlich Doktor Perry zu mir!

Ich will mit ihm reden.«

Doktor Filipowicz ging nicht darauf ein.

»Später, Commander«, sagte er besänftigend, »später wird man Ihnen alles erklären. Aber erst müssen Sie wieder gesund sein.«

Ich hielt ihn am Kittel fest.

»Ich bin gesund!« sagte ich. »Und ich will mit Doktor Perry sprechen!«

Doktor Filipowicz löste seinen Kittel behutsam aus meinem Zugriff.

»Das ist nicht möglich, Commander«, sagte er leise. »Ich hätte Ihren Wunsch nur zu gern erfüllt – aber es ist beim besten

Willen nicht möglich.«

Ich wollte ihm befehlen, nicht fortzugehen, sondern zu bleiben und mir alles zu sagen, doch er war schon fort.

Hilflos starrte ich auf die Tür, die sich geräuschlos hinter ihm geschlossen hatte, und dabei dämmerte ich wieder ein.

Als ich erneut zu mir kam, war ich in der Tat über den Berg. Ich fühlte mich ausgeruht und gekräftigt. Sogar Appetit stellte sich ein. Ich wandte den Kopf, auf der Suche nach der Klingel, und dabei begegnete mein Blick dem von Captain Romen, der in einem der Sessel saß.

»Captain ...«

Captain Romen stand auf und kam heran.

»Es freut mich, zu sehen, daß es Ihnen besser geht, Sir.

Wir alle haben uns Sorgen um Sie gemacht.«

»Alle?« fragte ich bitter.

Captain Romen hielt meinem Blick stand.

»Sir, Sie sind nicht schuld an Caldwells Tod. Der Absturz war unvermeidlich. Die ganze Crew wird Ihnen das bestätigen.«

Auf einmal glaubte ich ihm. Das war kein billiger Trost, mit dem er mich abspeiste. Von dem, was er sagte, war er zutiefst überzeugt.

»Danke, Captain«, sagte ich. »Und jetzt lassen Sie uns von anderen Dingen reden. Zum Beispiel darüber, wie man in diesem Gesundheitstempel etwas zum Beißen auf treibt.«

Captain Romen lachte.

»So gefallen Sie mir schon besser, Sir. Ich werde mich gleich darum kümmern.«

Keine zehn Minuten später hatte ich ein komplettes Rekonvaleszenten-Menü am Bett. Sogar eine Flasche Wein war dabei. Der Himmel mag wissen, wie Captain Romen das fertiggebracht hatte.

Während ich aß, plauderten wir über belanglose Dinge.

Erst im Anschluß daran fiel mir Doktor Perry wieder ein.

Es entging mir nicht, daß Captain Romens Miene, als ich diesen Namen erwähnte, einen verschlossenen Ausdruck annahm.

»Captain«, sagte ich, »was geht in diesem Krankenhaus eigentlich vor? Meinen Sie nicht, daß es an der Zeit ist, mir reinen Wein einzuschenken?«

Captain Romen seufzte. Er schien zu zögern; schließlich überwand er sich und antwortete rauh: »Doktor Perry ist nicht mehr im Dienst, Sir.«

»Nicht mehr im Dienst? Aber warum?«

Captain Romen bekam einen schmalen Mund – wie damals, als ich seine Bitte zurückgewiesen hatte.

»Er wurde verurteilt, Sir.«

»Doktor Perry!« sagte ich. »Nicht doch!«

Etwas in Captain Romens Augen verriet mir, daß er nicht scherzte.

»Früher oder später, Sir«, erwiderte er, »würden Sie es ja ohnehin erfahren. Doktor Perry bekam lebenslänglich.«

Ich setzte mich auf, das Tablett rutschte von den Knien.

»Lebenslänglich wofür?«

»Wofür?« Captain Romen zuckte mit den Achseln. »Ja, wofür? Das frage ich mich die ganze Zeit auch. Man hat ihm die mißglückte Operation an Caldwell zur Last gelegt – obwohl jeder Arzt hier bestätigen kann, daß Caldwell nicht zu retten gewesen ist und Doktor Perry alles Menschenmögliche getan hat.«

Noch vermochte ich das, was Captain Romen mir mitteilte, nicht zu fassen.

»Aber das ist doch Wahnsinn!« sagte ich.

Captain Romen nickte knapp.

»Stimmt, Sir. Die Anklage lautete auf vorsätzlichen Mord. SALOMON 76 brauchte keine zehn Minuten für das ganze

Verfahren.«

Einen Tag, nachdem ich dies erfahren hatte, wurde ich entlassen.

5.

Vom ärztlichen Standpunkt betrachtet, war ich geheilt.

Meine Wunden hatten sich geschlossen, ich empfand keine Schmerzen mehr, und meine Temperatur war normal. Um mir Gelegenheit zu geben, mich auch seelisch vom Unfall zu distanzieren, verschrieb mir Doktor Filipowicz einen vierzehntägigen Erholungsurlaub.

»Fahren Sie irgendwohin«, riet er mir, »am besten in die Berge! Das bringt Sie auf andere Gedanken.«

Ich blieb daheim. Ohne Ruth machte mir das Verreisen keinen Spaß – und Ruth war bei der VEGA unabkömmlich. Eine Anzahl neuer Projekte war angelaufen, und die Public-Relation-Abteilung, der Ruth vorstand, hatte alle Hände voll zu tun.

Dennoch hatten wir mehr Zeit füreinander als je zuvor, und daß ich Stück um Stück mein altes Selbstvertrauen wiederaufbauen konnte, war nicht zuletzt ihr Verdienst.

»Du bist Testpilot, Mark!« sagte sie einmal zu mir. »Ihr alle seid Testpiloten. Das Risiko fliegt mit euch mit. Du mußt dich jetzt entscheiden! Entweder du findest dich mit dem Unfall ab, oder du wirst dich nach einer anderen Tätigkeit umsehen müssen.«

Eine andere Tätigkeit? Bereits der Gedanke daran war unerträglich. Wer einmal unter den Sternen geflogen ist, findet sich in keinem anderen Beruf mehr zurecht. Das Grenzenlose

sitzt ihm im Blut. Er hat vom Salz der Ewigkeit gekostet, und der Geschmack bleibt ihm auf den Lippen.

Harris nahm Rücksicht auf meinen Zustand. Statt mich zur Vernehmung vorzuladen, schickte er mir die Untersuchungskommission ins Haus. Ich diktierte das Unfallprotokoll. Als ich es unterschrieben hatte, bemerkte einer der VEGA-Inspektoren: »Ihr Bericht deckt sich Wort für Wort mit dem von Captain Romen, Sir. Ich denke, damit ist der Fall erledigt.

Sie sind vollauf rehabilitiert. Meinen Glückwunsch, Commander!«

Eine Stunde später rief Harris an. Sein Gesicht auf dem Monitor war, wie nicht anders zu erwarten, sachlich und streng, doch seine wasserblauen Augen blickten freundschaftlich, fast herzlich: »Ich habe gerade das Protokoll gelesen ...«

»Und, Sir?«

»Ihre Aussage wurde soeben durch den Bericht der Werft bestätigt. Der Übeltäter saß in der Steuer-Elektronik: ein defektes Relais. Ich dachte mir: dies zu erfahren, würde Ihnen guttun.«

Vor Erregung faßte ich den Hörer fester.

»Es wird also kein Verfahren gegen mich geben, Sir?«

Harris lachte.

»Sie genießen nach wie vor mein uneingeschränktes Vertrauen, Brandis! Genügt Ihnen dies als Antwort?«

»Das genügt, Sir. Ich danke Ihnen.«

»Melden Sie sich bei mir, sobald Sie Ihren Dienst wieder antreten!«

Das Bild auf dem Monitor erlosch. Harris hatte sich ausgeschaltet.

All dies trug dazu bei, daß ich wieder auflebte. Eine Woche nach meiner Entlassung aus dem Hospital war ich wieder ganz ich selbst – und damit begann ich die mir auferlegte Untätigkeit zu verfluchen. Wenn Ruth mich tagsüber allein ließ, pflegte ich

zu lesen – oft aber stand ich auch vor dem Fenster und träumte mich hinein in das Blau des Himmels, der sich über Metropolis spannte, hoch in das majestätische Reich der Sterne, dem mein Herz gehörte. Oder mein Blick schweifte sehnsüchtig und neidvoll hinüber zu den Rampen der VEGA, wo schlanke, silberne Schiffe starteten und landeten.

Diese Bilder verblaßten, sobald Ruth die Wohnung betrat. Die Abende und Nächte, die wir miteinander verbrachten, zählten zu den glücklichsten meines Lebens.

Endlich einmal hatten wir Zeit füreinander. Das Glück füllte uns so vollends aus, daß wir weder ausgingen noch Besuch empfangen.

Der einzige Besucher, den ich empfang, war Captain Romen. Er erschien eines Vormittags – teils um mit mir zu plaudern, teils um mir in amtlicher Eigenschaft eine Kopie des Werftberichtes zu überbringen. Ich lud ihn zum Whisky ein – und wie es so kommt, wenn sich alte Freunde mit gemeinsamen Erfahrungen gegenüber sitzen: wir ließen die alten Zeiten Revue passieren.

Irgendwann fragte ich: »Und was, Captain, macht die Musik? Ich vermisse die Mundharmonika in Ihrer Brusttasche.«

Captain Romen sah mich daraufhin eine Weile lang nachdenklich an.

»Was soll man in einer Zeit wie der unseren schon spielen, Sir? Alles, was sich anbietet, ist ein Trauermarsch.«

Ich hielt das für einen Scherz und lachte.

»Trinken Sie noch ein Glas, Captain! Das ist gut gegen den Weltschmerz.«

Zu meiner Überraschung lehnte Captain Romen ab.

»Gewisse Dinge kann man nicht unter den Tisch saufen, Sir.«

Ich hatte ihm einschenken wollen; nun stellte ich die Flasche zurück.

»Was für Dinge, Captain?«

Captain Romen zögerte; schließlich sagte er rauh: »Lassen wir das, Sir. Vielleicht bin ich wirklich ein unverbesserlicher Zigeuner – unfähig, mich in eine größere Ordnung einzufügen.«

Ich spürte, daß etwas auf ihm lastete, und beeilte mich, ihn meiner Freundschaft zu versichern.

»Sie enttäuschen mich, Captain. Mit Ihrem Verhalten bringen Sie zum Ausdruck, daß Sie an meinem Verständnis für Ihre Probleme zweifeln.«

Captain Romen nickte.

»Sir, Sie sprechen nur aus, was ist. Sie haben mich schon einmal nicht verstanden – oder nicht verstehen wollen.«

Als ich begriff, wohin er mit diesem Vorwurf zielte, überkam mich erneut ein Gefühl der Verärgerung. Ich hatte ihm, als ich ihn als meinen Piloten anforderte, mehr Einsicht zugetraut. Nun aber hatte es den Anschein, daß er lediglich stur, dickköpfig, leidenschaftlich und unbelehrbar war wie alle diese Zigeuner, die in den Sog unserer modernen Zivilisation geraten waren.

»Wenn ich Sie recht verstehe, Captain«, gab ich zurück, »so spielen Sie auf diese Geschichte mit Ihrem Freund an.«

»Ja, Sir«, bestätigte Captain Romen ungerührt. »Er wurde zu Unrecht verurteilt.«

»Das behaupten Sie als sein Freund!« erwiderte ich verdrossen. »SALOMON 76 war anderer Ansicht.«

»SALOMON 76!« Captain Romen verzog den Mund. »Und wie war das mit Doktor Perry?«

Einen Augenblick lang wußte ich nicht, was ich darauf erwidern sollte. Das gegen Doktor Perry gefällte Urteil hatte mich tief getroffen. Immerhin war er mir über viele Jahre ein guter, aufrichtiger und zuverlässiger Freund gewesen. Noch vor wenigen Tagen hätte ich für seine Redlichkeit die Hand ins Feuer gelegt.

Captain Romens Augen funkelten, und etwas voreilig schloß ich daraus, daß er es auskostete, mich in die Enge getrieben zu haben. Doch er unterschätzte mich. Mit seinen Worten hatte er lediglich erreicht, daß sich meine schlechte Meinung über ihn festigte.

»Sie triumphieren zu früh, Captain!« sagte ich. »In diese plumpe psychologische Falle werde ich nicht hineintappen. Ich gebe zu: mit Doktor Perry verband mich eine langjährige Freundschaft, so daß es mir schwerfällt, ihm gegenüber objektiv zu sein. Doch wer vermag schon in das Herz eines anderen Menschen zu blicken – selbst wenn dieser Mensch sein bester Freund ist?« Da Captain Romen schwieg, fuhr ich fort: »Ich zweifle nicht daran, daß Doktor Perry nach Abwägen aller Umstände zu Recht verurteilt worden ist.«

Captain Romen machte eine unglückliche, hilflose Bewegung mit den Schultern.

»Sie zweifeln nicht daran, Sir. Niemand zweifelt daran.

Eine ganze Menschheit ist blindlings davon überzeugt, im goldenen Zeitalter der Gerechtigkeit zu leben.«

»Und wenn eine ganze Menschheit daran glaubt«, schrie ich, »dann muß es ja wohl so sein – auch wenn das in Ihren Dickschädel nicht hineinpaßt, Captain! SALOMON 76 ist Recht und Gerechtigkeit! Dafür gibt es seit seiner Inbetriebnahme Tausende von Beispielen.«

Captain Romen sah mich aus verschleierten Augen an.

»Das ist Ihr Ernst, Sir?« fragte er.

»Das ist mein völliger Ernst!« sagte ich.

Er wiegte den Kopf.

»Schade, Sir. Von Ihnen hatte ich das nicht erwartet – daß Sie wie alle andern auch vor einem Götzen der Technik auf den Knien liegen und ihn anbeten.«

Ich sprang auf.

»Captain, Sie gehen zu weit!«

Er lächelte traurig.

»Weil ich es wage, Kritik zu üben, Sir?«

»Weil Sie anfangen, beleidigend zu werden, Captain! Mir scheint, mit Ihren Gedanken und Empfindungen leben Sie noch in irgendeinem neunzehnten Jahrhundert – ein streunender Vagabund mit Roß und Wagen. Aber wir befinden uns tief im einundzwanzigsten Jahrhundert, wir durchleben das Werden einer Massenzivilisation, für die es kein Beispiel gibt! Für diese Massenzivilisation gibt es keine Überlieferungen, an denen sie sich auf ihrem Weg in die Zukunft orientieren kann. Nur Wissenschaft und Technik können ihr helfen, den rechten Weg zu finden. Und eines dieser Instrumente ist SALOMON 76!«

Captain Romen stand langsam auf.

»SALOMON 76!« sagte er bitter. »Unbestechlich, unfehlbar, gerechter als Gott! Und dennoch, Sir – mein Freund wurde zu Unrecht verurteilt.«

»Sie wiederholen sich, Captain!« sagte ich eisig.

Zu meinem Erstaunen ließ sich Captain Romen weder durch meinen Zorn noch durch meine frostige Haltung beirren. Er traf keinerlei Anstalten, die Kluft, die sich plötzlich wieder zwischen uns aufgetan hatte – tief und gähmend wie die Frontlinie in einem mittelalterlichen Religionskrieg –, zu überbrücken.

»Verzeihung, Sir«, sagte er höflich, »es war nicht meine Absicht, Sie zu langweilen. Allerdings – es gibt da noch eine Tatsache, die vielleicht imstande ist, Ihr Interesse zu erregen. Doktor Perry hat sich gestern abend – was Sie gewiß noch nicht wissen – vor einen höheren Richter gestellt. Er ist tot, Sir.«

Captain Romen setzte seine Mütze auf, grüßte und ging.

Der giftige Pfeil, den er als letzten abgeschossen hatte, steckte in meinem Herzen. Wie sehr ich mir auch immer

wieder vorhielt, daß alles, was im Zusammenhang mit Doktor Perry geschehen war, seine Ordnung hatte – denn alles andere war undenkbar, unvorstellbar –: ich konnte doch nicht vermeiden, vom Tod meines langjährigen Freundes erschüttert zu sein.

Die Flasche Whisky war kaum angebrochen. Ich setzte mich und trank sie leer – mit der sturen Konsequenz eines Mannes, der sich vorsätzlich betäuben will.

Doktor Perry war schuldig.

Alles freundschaftliche Bedauern hin und her: er hatte sein Los verdient. Er und alle anderen Missetäter, die noch vor einem Jahr durch die Maschen des Gesetzes geschlüpft wären, weil es keine Instanz gab, um sie aufzuspüren, zu überführen und im Anschluß daran gerecht abzuurteilen.

SALOMON 76 hatte es an den Tag gebracht: Caldwell war unter dem Messer des Chirurgen gestorben, weil er vor einiger Zeit ein vorübergehendes Verhältnis mit Doktor Perrys Frau gehabt hatte. Das Motiv dieses grauenvollen Mordes war Eifersucht, war verletzte Eitelkeit.

Die Beweiskette war lückenlos.

Verdammt noch mal! Wenn alles so glasklar war – warum soff ich dann?

Tat ich das etwa, weil ich mich von Captain Romen hatte anstecken lassen und nun auch meinerseits die Unfehlbarkeit dieses Kalaschnikowschen Computers anzweifelte?

Nicht doch!

Zum Zweifeln bestand nicht der mindeste Grund.

Ich soff lediglich, weil ich mich der menschlichen Unzulänglichkeit schämte. Doktor Perry, dieser gottverdammte Narr!

Als mir der Whisky nicht mehr schmeckte – und die Flasche leer war –, schaltete ich das Fernsehen ein. Nachrichten, Kommentare, ein utopischer Film, angesiedelt in einem fernen

Jahrtausend – nichts, was mich interessierte. Nach längerem Suchen stieß ich schließlich auf eine Sendung, die beruhigend auf meine Nerven wirkte.

STELLA-TV, das neue erdumkreisende Studio, übertrug aus Warschau die Chopin-Tage. Das 1. Klavierkonzert in e-Moll stimmte mich friedlich.

Als Ruth kam, war ich wieder halbwegs nüchtern; auf jeden Fall merkte sie mir nichts an.

Ich wollte das Fernsehen abschalten, aber sie hielt mich zurück.

»Laß!« sagte sie. »Chopin ist meine große Liebe.«

»Vor mir oder nach mir?« fragte ich.

Ruth lachte glücklich.

»Wenn es um Musik geht – vor dir. Ansonsten – nach dir!«

Ich vergaß den Zwischenfall mit Captain Romen.

»Ausnahmsweise«, sagte ich, »will ich großzügig sein.

Eifersucht auf einen toten Musiker hat leicht etwas Lächerliches.«

»Ich wollte«, sagte Ruth, »ich könnte dies auch von meiner Eifersucht auf deine Sterne behaupten. Manchmal habe ich es satt, dich mit ihnen zu teilen. Wen liebst du eigentlich mehr – mich oder sie?«

Ich muß wohl ein betroffenes, unglückliches Gesicht gemacht haben, denn Ruth enthob mich der Qual einer Entscheidung.

»Zerbrich dir nicht den Kopf, Mark! Ich liebe dich so, wie du bist. Ohne deinen Beruf wärest du doch niemals du selbst.«

Erleichtert schöpfte ich Atem. Die Antwort hätte ich nicht gewußt.

Es wurde wieder ein glücklicher Abend. Wir tafelten bei Kerzenschein und romantischer Musik aus Warschau.

Champagner und Polonaisen perlten um die Wette.

Erst als Ruth ihre Hand auf die meine legte, fiel mir auf, daß

die Musik nicht mehr spielte.

Harry Wilson, der bärtige Gerichtsreporter der STELLA-TV, hatte sich eingeschaltet.

»Meine Damen und Herren, die folgende Sendung, mit der wir unsere Direktübertragung aus Warschau unterbrechen, ist in Ihren Programmankündigungen nicht enthalten. Sie wurde in das heutige Abendprogramm aufgenommen auf besondere Weisung von SALOMON 76 ...«

Ich hatte genug gehört und streckte die Hand aus, um das Gerät abzuschalten.

»Nicht!« sagte Ruth rasch. »Laß doch mal sehen, worauf das Ganze hinausläuft.«

Keine fünf Minuten später war das Geheimnis der plötzlichen Programmumstellung geklärt. SALOMON 76 verhandelte via Tochtercomputer *Washington* gegen einen einundzwanzigjährigen Burschen namens Jim Osborne, der einen Brillantring gestohlen hatte. Aus unerfindlichen Gründen wurde dieses läppische Verfahren in voller Öffentlichkeit geführt.

Auf der gläsernen Wand erschien zunächst der Computerraum *Washington* mit seinen blinkenden bunten Lämpchen. Danach blendete das Bild über auf den sogenannten Verhandlungssaal. Darunter zu verstehen war eine etwa zwei mal drei Meter große schmucklose, schalldichte Kabine, in der der ertappte Dieb schweißüberströmt und mutterseelenallein festgeschnallt auf dem elektronischen Sessel saß.

Rotlicht bedeutete Anklage, Grünlicht Verteidigung.

Beide Seiten des ferngesteuerten Computers brachten mit mechanischen, leidenschaftslosen Stimmen ihre Argumente vor. Jim Osborne, der Angeklagte, leugnete beharrlich, etwas mit dem ihm zur Last gelegten Diebstahl zu tun zu haben, aber es war offensichtlich, daß er log.

Das schlechte Gewissen war ihm ins Gesicht geschrieben.

Rotlicht legte die Beweise vor: ein Dutzend Indizien, die von

Grünlicht nicht entkräftet werden konnten. Außerdem war da noch der Brillantring selbst. Die Polizei hatte ihn in der Tasche des Angeklagten gefunden.

In einer knappen Viertelstunde war alles vorbei. Weißlicht flammte auf: SALOMON 76 hatte sich eingeschaltet und sprach das Urteil: »Jim Osborne, in Übereinstimmung von Recht und Gerechtigkeit verurteile ich Sie zu zehn Jahren Zwangsarbeit, abzubüßen in einer Strafkolonie auf dem Uranus.«

Jim Osborne bäumte sich auf, wie um zu protestieren – doch da erlosch auch schon das Bild. Die Übertragung war zu Ende.

Warschau meldete sich wieder mit den Klängen von Chopin.

Als ich einen Blick hinüberwarf zu Ruth, merkte ich, daß etwas sie bedrückte.

»Mark.«

»Ja?«

»Hast du das Urteil gehört?«

»Zehn Jahre. Und?«

»Zehn Jahre für einen einfachen Diebstahl! Ist das nicht ein bißchen viel?«

Captain Romen fiel mir ein, und darum antwortete ich gereizt: »Ruth, Liebling, der Junge ist ein Dieb! Willst du uns den schönen Abend verderben, indem du einen Dieb bedauerst?«

Ruth sah mich überrascht an.

»Mark, kannst du dir überhaupt vorstellen, was das ist für einen so jungen Menschen: zehn Jahre Zwangsarbeit auf dem Uranus? Und wenn er den Diebstahl nun gar nicht begangen hat?«

Da ich Ruth nicht verletzen wollte, bezwang ich meinen aufsteigenden Groll.

»Natürlich hat er ihn begangen. Er wurde hundertprozentig überführt.«

Ruth schüttelte störrisch ihr rotes Haar.

»Überführt wurde er doch nur, weil Grünlicht schwach war. Die Verteidigung hat nichts getaugt! Ein alter, erfahrener Verteidiger hätte den Jungen doch im Handumdrehen 'rausgepaukt!«

»Zum Glück«, widersprach ich hartnäckig, »sind deine alten, erfahrenen Verteidiger mit all ihren Tricks und all ihrer Stimmungsmacherei für den Angeklagten abgeschafft. SALOMON 76 kennt keine Tricks und keine Gefühle. Ich gebe zu, das Urteil ist hart – aber auf jeden Fall ist es gerecht. Und jetzt laß uns von etwas anderem reden!«

Chopins As-Dur-Polonaise erklang: heroisch, aufrührerisch, mitreißend.

Ich zwang mich zu einem Lächeln.

»Mir scheint«, sagte ich, »wir alle haben noch ein Stück Vergangenheit im Blut – sonst würde uns diese alte Musik nicht gefallen.«

Ruth gab keine Antwort. Sie hatte sich abgewandt, und ihre Schultern zuckten.

»Ruth!« fragte ich beklommen. »Ruth, was ist?«

Sie stand plötzlich auf, ging hinüber ins Nebenzimmer, und ich konnte hören, daß sie sich schneuzte.

»Es ist nichts, Mark, Vielleicht hast du recht. Vielleicht muß man sich endlich daran gewöhnen, mit dem Neuen zu leben. Auch wenn es einem schwerfällt, sich damit anzufreunden.«

Der Abend war mir vollends verdorben. Erst Captain Romen mit seinen Zweifeln, nun Ruth mit ihren Tränen!

Und all das, weil sie die große Wende nicht begriffen, die es in unserem Leben gegeben hatte, weil sie nicht einsehen wollten, daß der Mensch nur deshalb aufgestiegen war vom biblischen Herrn über die Erde zum Beherrscher des Universums, weil er sich kraft seiner Intelligenz Maschinen schuf, die ihm an physischer und geistiger Leistung um ein

Vielfaches überlegen waren – wie zum Beispiel SALOMON 76. Was entsetzte die beiden nur so? Letztlich doch nur der Umstand, daß es auf einmal keine Kluft mehr gab zwischen Recht und Gerechtigkeit!

Jeder bekam, was er verdient hatte: ob Freund eines Zigeuners, ob angesehener Chirurg, ob schäbiger Dieb.

Die Musik brach ab. Harry Wilsons bärtiges Gesicht beherrschte erneut die gläserne Wand.

»Meine Damen und Herren, auf besondere Weisung von SALOMON 76 als unserer höchsten richterlichen Instanz unterbrechen wir ein weiteres Mal unsere Übertragung aus Warschau, um Ihnen eine wichtige Meldung zu übermitteln. Ich bitte um etwas Geduld.«

Harry Wilson wurde ausgeblendet. An seine Stelle trat das Pausenzeichen von STELLA-TV.

»Mark, was hat das zu bedeuten?«

Ruth war wieder eingetreten und hatte sich zu mir auf den Schoß gesetzt.

Ich zuckte mit den Achseln.

»Keine Ahnung. Wir werden's gleich erfahren.«

»Ich möchte lieber Chopin hören! Ich kann diesen gräßlichen Kommentator nicht ausstehen! Schon seine gespreizte Art zu reden!«

Harry Wilsons Gesicht erschien auf der Wand: bedeutungsvoll und wichtig.

»Meine Damen und Herren, auf Weisung von SALOMON 76 habe ich folgendes bekanntzugeben: Jim Osborne, dessen Verhandlung wir vor kurzem übertrugen, ist soeben eines weiteren schweren Deliktes überführt worden. Eine routinemäßige Überprüfung seines Urteils durch SALOMON 76 hat ergeben, daß er Mitglied einer weitverzweigten kriminellen Organisation ist, die es sich zum Ziel gesetzt hat, durch systematisch betriebene Eigentumsdelikte unser Rechtssystem

lahmzulegen. Unsere Polizeibehörden wurden in Alarmzustand versetzt.

Die ersten Haftbefehle werden soeben von SALOMON 76 an die entsprechenden Tochtercomputer übermittelt.

Mit den ersten Ergebnissen dieser gezielten Fahndung ist in Kürze zu rechnen. Ob und in welchen Ausmaß in diesen besagten Fällen öffentlich verhandelt werden wird, will SALOMON 76 erst zur gegebenen Zeit bekanntgeben ... Meine Damen und Herren, ich wünsche Ihnen weiter einen angenehmen und unterhaltsamen Abend.«

Harry Wilsons bärtiges Gesicht erlosch. Statt seiner beherrschte wieder ein polnischer Pianist die gläserne Wand.

Ruth flüsterte: »Mark! Mark, was hat das zu bedeuten?«

An diesem Tag hatte ich mich genug geärgert. Meine Antwort fiel ziemlich brüsk aus: »Du hast es doch gehört, was es zu bedeuten hat! SALOMON 76 beginnt mit dem Aufräumen.«

Ruth O'Hara warf plötzlich ihre Arme um meinen Hals und schmiegte sich zitternd an meine Brust.

»Du magst ja mit allem recht haben, Mark! Vielleicht ist das wirklich alles nur Recht und Gerechtigkeit. Aber ich habe Angst, Mark! Ich habe Angst.«

6.

Der Tag, an dem ich meinen Dienst wieder antrat, brachte einen Hauch von vorzeitigem Frühling. Blau und wolkenlos wie der Himmel über dem Atlantik war auch meine Stimmung. Als ich das bewachte Portal zur Haupthalle der VEGA-Zentrale durchschritt, war ich wieder ganz der alte Commander Mark

Brandis: geheilt an Leib und Seele.

In der Disposition ließ ich mir den Dienstplan vorlegen.

Auf dem Programm stand ein eingeschränkter Testflug mit der inzwischen wiederhergestellten und grundüberholten *Ares I*. Der Start war für 09.30 Uhr vorgesehen.

Die Crew befand sich bereits im Warteraum. Ein neuer Zweiter Ingenieur war mir zugewiesen worden. Seine Personalakte lag bei. Im Stehen blätterte ich sie durch: Jan Minkowski, geb. 16. Februar 2045 in Krakau, Polen.

Hautfarbe weiß. Ausbildung zum Ingenieur (astron.) in der Technischen Hochschule Moskau und auf der VEGA-Schule für Raumfahrt in New York. Spezialisierung auf das Fachgebiet Elektronik; Verfasser einiger einschlägiger Publikationen. Teilnahme an mehreren Expeditionen.

Mit dieser Kommandierung gab mir Harris zu verstehen, daß er nach wie vor voll hinter mir stand. Jan Minkowski zählte zur ersten VEGA-Garnitur. Ich konnte mit der getroffenen Wahl mehr als zufrieden sein.

Ich ließ mich mit Captain Romen verbinden. Sein Gruß fiel knapp und kühl aus.

»Sir?«

»Ich habe hier noch zu tun. Es wäre mir lieb, wenn Sie bereits an Bord gingen und sich die Checkliste vornähmen.«

»Aye, aye, Sir.«

»Ich komme nach, sobald ich kann.«

Nach diesem Gespräch begab ich mich zum Fahrstuhl und ließ mich hinauftragen zum Direktionstrakt im fünfunddreißigsten Stock.

Als ich dort den Fahrstuhl verließ, wurde ich aufgehalten.

Ein junger Polizist in tadelloser blauer Uniform vertrat mir mit angelegter Waffe den Weg.

»Augenblick, Sir. Darf ich Ihren Ausweis sehen?«

Heute, da ich an diesen Vorfall zurückdenke, vermag ich

kaum noch mit Sicherheit zu sagen, ob ich, als dies geschah, lediglich überrascht und verwirrt oder peinlich berührt und beunruhigt war. Auf jeden Fall blieb ich stehen und zückte meinen Dienstausweis. Der Polizist nahm ihn mir aus der Hand, prüfte ihn sorgfältig, und reichte ihn mir dann zurück.

»Danke, Sir. Gegen Sie liegt nichts vor. Darf ich fragen, zu wem Sie wollen?«

Nun erst, glaube ich, begann mir zu dämmern, daß sich im Direktionstrakt der VEGA etwas zutrug, was nicht in den Bereich alltäglicher Routine gehörte.

»Mir scheint, junger Mann«, erwiderte ich, »Sie überschreiten Ihre Kompetenzen. Ich habe mich ausgewiesen. Damit sollte für Sie der Fall erledigt sein.«

Der Polizist rührte sich nicht. Er fuhr fort, mir den Weg zu verstellen und mit seiner Waffe auf mich zu zielen.

»Bedaure, Sir«, sagte er unerschütterlich, »ich habe meine Befehle. Zu wem wollen Sie?«

Er beherrschte die Situation. Ich hatte keine andere Wahl, als meinen aufsteigenden Zorn wieder hinunterzuschlucken und gehorsam Auskunft zu geben.

»Ich werde von John Harris erwartet, dem Direktor. Genügt Ihnen diese Auskunft? Geben Sie mir jetzt endlich den Weg frei, oder ich werde mich bei Ihrer vorgesetzten Dienststelle über Sie beschweren.«

In den Augen des Polizisten schien auf einmal ein amüsiertes Lächeln zu stehen.

»Sir«, sagte er, »Direktor Harris empfängt nicht.«

Es reichte mir. Ich hatte zwar keine Ahnung, was es mit dieser Polizeiaktion in den geheiligten Direktionsräumen der VEGA auf sich hatte – aber eines glaubte ich mit Bestimmtheit zu wissen: sie war den ausführenden Organen außer Kontrolle geraten.

»Legen Sie wirklich Wert darauf«, fragte ich, »daß ich

Direktor Harris anrufe, um ihn von der Belästigung seiner Besucher in Kenntnis zu setzen?«

Ebensogut hätte ich gegen eine Wand sprechen können.

Der Polizist ließ sich nicht erweichen.

»Direktor Harris«, erwiderte er, »nimmt auch keine Anrufe entgegen. Mir scheint, Sir, Sie mißverstehen die Situation.«

Zum ersten Mal befiel mich ernsthaftes Unbehagen. Irgend etwas Ungeheuerliches ging auf dieser Etage vor, ohne daß sich mir dafür eine Erklärung bot. Was konnte es nur sein? Allenfalls ein Fall von Werkspionage, an dessen Aufklärung mit Hochdruck gearbeitet wurde.

Harris mochte im Augenblick alle Hände voll zu tun haben.

Ich beschloß, auf Aufklärung zu dringen.

»Darf ich wenigstens fragen, was hier vorgeht?«

»Sie werden's sofort erfahren, Sir!« antwortete der Polizist.

»Direktor Harris ist bereits auf dem Weg.«

In der Tat: die gepolsterte Tür zu Harris' Allerheiligstem hatte sich lautlos auf getan. Vier weitere blauuniformierte Polizisten waren in den Gang hinausgetreten. Nun folgte ihnen John Harris, flankiert von zwei graugekleideten Kriminalbeamten in Zivil.

John Harris hatte den Kopf in den Nacken geworfen.

Sein Gesicht war ohne jeden Ausdruck. Er ging stolz und würdevoll – Zoll um Zoll ein Mann, der sich keiner Schuld bewußt war.

Als er sich mir auf wenige Schritte genähert hatte, sah ich, daß man ihm Handschellen angelegt hatte. Sein linkes Handgelenk war an das rechte des ihn begleitenden Kriminalbeamten gefesselt. Harris' rechter Arm brauchte nicht gefesselt zu werden. Seit dem Jahr 2069 moderte er im Sand der Sahara: ein Mahnmal unter vielen an den schrecklichen Bürgerkrieg, der hinter uns lag.

Auf einmal war mir der junge Polizist, der mich in Schach

hielt, völlig gleichgültig. Ich trat einen Schritt vor.

»Sir! Sir, was hat das zu bedeuten?«

Harris blieb stehen und richtete seine wasserblauen Augen auf mich.

»Das hat zu bedeuten«, erwiderte er ruhig, »daß diese Herrschaften sich gezwungen sehen, einen gegen mich erlassenen Haftbefehl zu vollstrecken.«

Wenn Harris mir gesagt hätte, die Erde wäre auf einmal stehengeblieben und es würde auf den Tag keine Nacht, auf die Nacht kein Tag mehr folgen – ich wäre nicht weniger enteistert gewesen. John Harris war die Lauterkeit in Person, ein Mensch, dessen persönlicher Werdegang mit der Geschichte der EAAU untrennbar verknüpft war. Straßen und Plätze waren nach ihm benannt: zur untilgbaren Erinnerung an den Geist des moralischen Widerstandes und der Freiheit, den er als Organisator der Gegenrevolution und deren späterer Präsident noch immer verkörperte. Die Präsidentschaft hatte er bald wieder abgegeben, um zu seinem alten Handwerk, der Fliegerei, zurückzukehren. Kein Ehrgeiz fraß an seiner Seele; die Macht besaß für ihn keinerlei Faszination. Und ausgerechnet dieser Mann, einer der wertvollsten Bürger des Staates, wurde gefesselt abgeführt wie ein Dieb!

»Sir«, brachte ich beklommen hervor, »es kann sich nur um einen schrecklichen Irrtum handeln! Was wirft man Ihnen denn überhaupt vor?«

Harris schüttelte kaum merklich den Kopf.

»Lassen wir das, Brandis!« entgegnete er. »Das Ganze ist so widerwärtig, daß ich's nicht über die Lippen bringe.«

Mehr zu sagen, wäre ihm ohnehin nicht vergönnt gewesen, denn die beiden Kriminalbeamten packten wieder zu und stießen ihn in den Fahrstuhl. Die Blauuniformierten folgten. Auch der junge Polizist, der mich aufgehalten hatte, schloß sich ihnen an. Er drehte sich noch einmal nach mir um: »Was

soll die Geheimniskrämerei?« sagte er. »In ein paar Stunden wird es ja doch bekanntgegeben. Ihr sauberer Direktor Harris ist als Saboteur entlarvt. Falls Sie's noch nicht wissen, Commander: Er hat auch Ihren Unfall mit der *Ares I* auf dem Gewissen. Aber nun hat ihm SALOMON 76 das Handwerk gelegt – jetzt bekommt er, was solchen Leuten zusteht.«

Die gläserne Tür des Fahrstuhles rastete ein. Der Fahrkorb setzte sich abwärts in Bewegung.

Eine Weile lang wußte ich nicht, was ich von dem, was ich soeben erlebt hatte, halten sollte. Es widersprach jeder Logik, jeder Vernunft. Ich war wie betäubt. Ein Keulenschlag auf den Kopf hätte mich schwerlich mehr durcheinanderbringen können. SALOMON 76 mußte sich geirrt haben. Die Anklage, die da gegen John Harris erhoben wurde, war mehr als unmotiviert: sie war grotesk. Aber SALOMON 76 – daran war nicht zu zweifeln – war unfehlbar. Wirklich unfehlbar? In diesem einen Fall mußte er sich getäuscht haben.

Ich raffte mich auf und ging zum nächsten Telefon. Die Zentrale verband mich mit der *Ares I*. Lieutenant Mercier meldete sich. Ich ließ das Gespräch durchstellen zur Brücke. Captain Romens korrekt-kühle Stimme ließ sich vernehmen: »Sir?«

»Benachrichtigen Sie den Tower, Captain! Der Start ist auf Ungewisse Zeit verschoben.«

»Aye, aye, Sir. Der Tower wird nach einer Begründung fragen.«

»Erfinden Sie eine! Behaupten Sie, Sie müßten alles noch einmal durchchecken!«

»Aye, aye, Sir. Darf ich wenigstens erfahren, was der wahre Grund ist?«

»Später!« sagte ich. »Ich habe jetzt anderes zu tun.«

Ich schaltete ab, wählte erneut und verlangte die Bereitschaft. Dort bestellte ich einen Wagen.

Es war eine spontane Eingebung, zu Henri Villiers, dem ehemaligen Justiz- und Polizeiminister zu fahren, aber sie war nicht unmotiviert. Villiers war der geistige Vater von SALOMON 76 und auch nach seinem Rücktritt vom Amt immer noch ein Mann mit weitreichenden Verbindungen und großem Einfluß. Wenn jemand für John Harris intervenieren konnte, dann nur er.

Ich rief bei ihm an und bat um eine Audienz. Er war sofort bereit, mich zu empfangen.

Erst als ich im Wagen saß und dem Fahrer die Adresse nannte, ging mir auf, daß ich im Begriff stand, eben das zu tun, was ich Captain Romen strikt und unerschütterlich verweigert hatte. Ich suchte nach einer Hintertür, nach einer Masche im Gesetz – und dies nur deshalb, weil ich mich John Harris freundschaftlich verbunden fühlte und mich aus diesem Grund mit der gegen ihn erhobenen Anklage nicht abfinden wollte. Und doch gab es da einen feinen Unterschied. Captain Romens Freund hatte bekommen, was ihm auf Grund seiner Verfehlung zustand, und Gleiches galt für Doktor Perry. SALOMON 76 hatte ihn hieb- und stichfest überführt. Einen Mann wie John Harris der Sabotage zu bezichtigen – dies stand auf einem anderen Blatt; dies verstieß gegen jeden gesunden Menschenverstand. SALOMON 76 mußte einer Täuschung zum Opfer gefallen sein. Er hatte voreilig eine Polizei-maßnahme ausgelöst, die der sofortigen Überprüfung bedurfte.

Henri Villiers bewohnte einen geräumigen Bungalow in den Grünanlagen an der Südmole. Nur wenige Schritte davon entfernt brandete und schäumte der Atlantische Ozean.

Villiers öffnete selbst, drückte mir die Hand und bat mich in den Salon.

Erst nachdem ich in dem mir angebotenen Sessel Platz genommen hatte, bat er mich, ihm den Grund meines Besuches zu nennen.

»Ich brauche Ihre Hilfe, Exzellenz«, begann ich. »Nicht für mich. Es geht um einen Menschen, für den Sie nicht weniger Sympathie und Freundschaft hegen als ich. John Harris ist vor einer halben Stunde verhaftet worden.«

Villiers' kluge Augen hinter der altmodischen, goldgeränderten Brille hatten bislang freundlich und aufmunternd geblickt. Nun veränderte sich ihr Ausdruck. Vorsicht und Wachsamkeit sahen mich an.

»So«, sagte Villiers. »Harris ist verhaftet. Nun, offen gesagt, das überrascht und bestürzt mich. Aber da es nun einmal geschehen ist, wird es ja wohl seine Richtigkeit haben. Jeder Mensch ist fehlbar. Warum sollte ausgerechnet John Harris eine Ausnahme machen?«

Ich weiß nicht, welche Art von Antwort ich erwartet hatte; auf jeden Fall war es nicht diese. Eher schon hatte ich damit gerechnet, bei Villiers im Zusammenhang mit Harris' absurder Verhaftung auf Empörung und Entrüstung zu stoßen, auf die spontane Bereitschaft eines rechtschaffenen Menschen, etwas in dieser Angelegenheit zu unternehmen. Ich fühlte mich enttäuscht und im Stich gelassen.

»Sir«, sagte ich beschwörend, »die gegen Harris erhobene Anklage lautet auf Sabotage! Das ist das Abwegigste, was ich je gehört habe. Niemand weiß besser als Sie, daß Harris die Ehrlichkeit in Person ist!«

Villiers hob abwehrend seine schlanken, weißen Gelehrtenhände.

»Weiß ich wirklich alles über Harris, Commander? Ich bin nur ein Mensch, beladen mit Vorurteilen und Leidenschaften, und mein Urteil ist und bleibt das eines Menschen. Deshalb habe ich mein Amt an SALOMON 76 übergeben! Soll ich es nun zurückfordern – nur weil einer meiner Freunde aufgrund eigener Verfehlungen zwischen die Mahlsteine von Recht und Gerechtigkeit geriet? Selbst wenn ich dies wollte – es wäre

unmöglich.

Es wäre gegen das Gesetz.«

Wieder tauchte die fatale Erinnerung in mir auf: Captain Romen als Bittsteller – und ich, nicht anders als Villiers jetzt, das personifizierte NEIN. Damals war ich felsenfest von der Richtigkeit meiner Argumente überzeugt gewesen – und wenn ich's mir recht überlegte, dann gab es davon auch zu dieser Stunde nichts zurückzunehmen.

Der Fall John Harris lag anders.

»Sir«, sagte ich, »ich bitte Sie ja nicht darum, die Anklage unter den Tisch zu fegen. Ich weiß, daß dies nicht in Ihrer Macht steht. Aber SALOMON 76 müßte dazu veranlaßt werden, sie noch einmal zu überprüfen.«

Villiers schüttelte langsam den Kopf.

»Das ist überflüssig, Commander. SALOMON 76 ist unbestechlich. Er hat sich noch nie geirrt. Wenn er sich dazu aufrafft, einen Haftbefehl auszustellen, dann kann man sicher sein, daß am Ende des Verfahrens die Verurteilung stehen wird.«

»Immerhin«, sagte ich aufgebracht, »gibt es zum Glück für den Angeklagten auch noch die Verteidigung!«

Villiers hob die Brille an und rieb sich die Augen.

»Es hat sich gezeigt, Commander, daß die Verteidigung eine reine Formsache ist. Sie vermag mildernde Umstände ins Spiel zu bringen – aber aufgrund der Tatsache, daß SALOMON 76 nur den vor Gericht stellt, der bereits hundertprozentig überführt ist, vermag sie keinen Freispruch zu erzielen.«

»Demnach ist John Harris' Schicksal bereits besiegelt, Exzellenz?«

»Ja«, bestätigte Henri Villiers. »Der einzige unsichere Faktor ist die Höhe des Strafmaßes. Darüber entscheidet SALOMON 76 in einem getrennten Arbeitsgang: Grün gegen Rot.«

Einen Atemzug lang wußte ich nicht weiter. Hatte ich

wirklich gehofft, in Villiers einen Verbündeten zu finden? Immerhin war SALOMON 76 sein Werk. Andererseits war mir der ehemalige Minister als lautere Persönlichkeit bekannt, als ein Mensch, dem die Gerechtigkeit über alles ging. Ich nahm einen neuen Anlauf.

»Kein Mensch, Sir, ist unfehlbar. Das stimmt. Aber ich, der ich tagtäglich mein Leben einer komplizierten Technik anvertraue, kann Ihnen sagen: auch die perfekte Maschine ist nicht unfehlbar. Auch sie ist imstande, Fehler zu begehen.«

Villiers blickte traurig.

»Ihr Eifer ehrt Sie, Commander, und als Mensch bewundere ich Ihre Haltung. Treue ist ein seltenes Element auf dieser Erde. Dennoch vermögen Sie mich nicht zu überzeugen. SALOMON 76 ist aufgebaut auf dem Prinzip permanenter Selbstkontrolle. Er kann sich nicht irren – verstehen Sie? Was Ihnen als Irrtum erscheint, ist jener Umstand, den ich als Unbestechlichkeit bezeichne. Er erhebt Anklage auch dort, wo ein Mensch aus dem einen oder anderen Grund großzügig beide Augen zugedrückt hätte. Aber gerade das ist es, was mit ihm bezweckt wurde. Er kennt keinerlei Emotionen.«

»Im Fall Harris hat er sich geirrt!« beharrte ich auf meinem Standpunkt. »Und das muß ihm klargemacht werden. Warum rufen Sie nicht Professor Kalaschnikow an, den Konstrukteur? Vielleicht findet er heraus, wie es zu diesem Irrtum gekommen ist.«

»Unmöglich, Commander! Auch der Professor vermag nicht einzugreifen. Kein Mensch darf mehr Hand anlegen an SALOMON 76! Nur der Verzicht auf jede Manipulation gewährleistet sein einwandfreies Funktionieren. Im übrigen ist SALOMON 76 gegen jeglichen Eingriff automatisch abgesichert.«

Villiers stand auf und reichte mir verabschiedend die Hand.

»Es tut mir leid, Commander. Es tut mir aufrichtig leid.

In jeder anderen Angelegenheit wäre ich Ihnen von Herzen gern behilflich gewesen.«

Ich war entlassen.

Es gab nichts mehr, was ich für John Harris tun konnte.

Ich war mir auch nicht länger sicher, ob ich das überhaupt wollte. Villiers war von der Unfehlbarkeit von SALOMON 76 überzeugt – und bei aller Freundschaft, die er für Harris hegte, zweifelte er nicht an dessen Schuld. Ließ es sich wirklich ausschließen, daß John Harris schuldig war? Ich kannte ihn als einen ehrlichen, aufrichtigen Menschen. Aber was besagte das? Ich beurteilte ihn aufgrund meiner persönlichen Erfahrungen. Seine Gedanken waren für mich unlesbar. Wo endete sein wahres Gesicht – und wo begann die Verstellung? Gewiß, ich hätte für ihn die Hand ins Feuer gelegt – aber wer garantierte mir dafür, daß ich sie mir bei der Gelegenheit nicht verbrannt hätte? Villiers hatte keinen Augenblick lang an der Korrektheit des Vorgefallenen gezweifelt. Der einzige Mensch, der sich meines Wissens mit SALOMON 76 nicht anfreunden konnte, war mein Captain: Grisca Romen, ein Zigeuner. Aber wann hatte es je einen Zigeuner gegeben, der nicht auf dem Kriegsfuß gestanden hätte mit Recht und Obrigkeit? Captain Romen war kein Maßstab. Ihm gegenüber standen Milliarden von Menschen, die sich voll und ganz auf SALOMON 76 verließen. Auf einmal kam es mir vor, als hätte ich mich lächerlich gemacht.

Milliarden von Menschen, die Hälfte der Erdbevölkerung, verstärkt durch die Einwohnerschaft der Towns auf der Venus, lebte glücklich und zufrieden im Zustand absoluter Rechtssicherheit. Und dagegen wagte ich zu opponieren?

John Harris mußte schuldig sein. Dies sagte mir mein Verstand.

John Harris war unschuldig. Dies sagte mir mein Herz.

In zwiespältiger Stimmung kehrte ich auf das VEGA-

Gelände zurück.

In der Disposition sprach mich die diensttuende Beamtin an:
»Commander, haben Sie es schon gehört? Direktor Harris soll verhaftet sein.«

»Ja«, antwortete ich, derweilen ich den Flugbefehl unterschrieb. »Er wird der Sabotage beschuldigt.«

Die Beamtin erstarrte. Ihr Gesicht drückte Bestürzung aus – und mehr noch als dies. Ungläubigkeit war darin geschrieben.

»Sabotage?«

»Ja«, sagte ich und schob ihr die Papiere zu. »Ich gehe jetzt an Bord. Sie können den Tower benachrichtigen.«

Ich wandte mich ab. Die Beamtin rief hinter mir her:
»Commander – Sie haben noch gar nicht gesagt, was Sie davon halten!«

Ich hob die Schultern.

»Es wird schon seine Richtigkeit haben. Mag sich SALOMON 76 den Kopf darüber zerbrechen! Ich brauche meinen für andere Dinge.«

Ein Transporter brachte mich hinaus zur *Ares I*. Alle Spuren des Unfalls waren getilgt. Silberne reckte sich der schlanke Rumpf in das Blau des Himmels, dem er bald angehören sollte.

Captain Romen empfing mich mit einem Kopfnicken.

»Willkommen an Bord, Sir.«

Und hier, in der Nüchternheit einer Welt, die aus gebändigter Technik bestand, atmete ich auf. Ein Alptraum fiel von mir ab. Was ging mich SALOMON 76 an? Ich hatte meinen Beruf und meine Aufgabe. Mein Leben gehörte den Sternen – und dort galten andere Gesetze.

Das Schiff war klar zum Start.

Bevor ich den Tower rief, nahm ich mir noch die Zeit, meinen neuen Zweiten Ingenieur zu begrüßen. Lieutenant Minkowski hatte ein freundliches, rundliches Bauerngesicht – aber daraus blickte das intelligenteste Paar Augen, das ich je

gesehen hatte.

»Nun denn«, sagte ich, während ich ihm die Hand drückte, »auf gute Kameradschaft, Lieutenant!«

Lieutenant Minkowski erwiderte meinen Händedruck.

»Mit Ihnen zu fliegen, Sir«, erwiderte er, »ist für mich eine Ehre und eine Auszeichnung.«

Ich gab das Schiff frei zum Start, und erst als dies abgehoben hatte, sagte ich mit einem letzten Blick auf Metropolis wie beiläufig zu Captain Romen: »Übrigens, der Grund meiner Verspätung: Direktor Harris ist als Saboteur entlarvt und verhaftet worden.

Wer hätte das je erwartet?«

An dieser Stelle erscheint es mir angebracht, meine persönlichen Aufzeichnungen zu unterbrechen, um Raum für eine kurze Dokumentation zu geben.

AKTE JOHN HARRIS

1.

Via Tochtercomputer Metropolis XIII an alle einschlägigen Polizeistellen.

Haftbefehl Gegen John Harris, Direktor VEGA, Metropolis, ehemals Präsident der EAAU.

Begründung: Hinreichende Verdachtsmomente für subversive Tätigkeit und kontinuierliche Sabotage der laufenden Produktion einschließlich des Ares-1-Projektes.

Sofortige Festnahme wird anbefohlen.

gez. SALOMON 76

2.

Via Tochtercomputer Metropolis XIII an SALOMON 76.

Bestätige Haftbefehl gegen John Harris, Direktor VEGA, Metropolis, ehemals Präsident der EAAU.

Im Hinblick auf die hohe Position des Beschuldigten und seine Verdienste an der Republik ersuche ich dringend um nochmalige Überprüfung der zum Haftbefehl führenden Verdachtsmomente.

Den einschlägigen Polizeistellen ist über den Beschuldigten nichts Nachteiliges bekannt.

gez. Frank Bush, Kommissar

3.

Via Tochtercomputer Metropolis I an Polizeihauptstelle.

Bestätige nachdrücklich Haftbefehl gegen John Harris, Direktor VEGA, ehemals Präsident der EAAU.

Ergänze diese Mitteilung um Haftbefehl gegen Frank Bush, Kommissar, Pol.-Sektion Metropolis XIII.

Begründung: Hinreichende Verdachtsmomente für Befehlsverweigerung im polizeilichen Dienst.

Sofortige Festnahme wird anbefohlen.

gez. SALOMON 76

4.

Elektronische Prozeß-Protokollierung

Weiß: Nennen Sie mir Ihren Namen!

Harris: John Harris.

Weiß: Sie stehen unter der Anklage, aus eigennützigen Gründen die Produktion der VEGA laufend sabotiert zu haben. Im Zuge dieser verbrecherischen Tätigkeit verursachten Sie auch den Absturz der *Ares I*, wobei ein Mitglied der Besatzung schwer verletzt wurde. Angeklagter, bekennen Sie

sich schuldig?
Harris: Nicht schuldig.
Weiß: Ich übergebe an Rot.
Rot: Das gegen John Harris erbrachte Beweismaterial ist lückenlos. Ich übergebe an SALOMON 76.
SAL. 76: Aus dem Beweismaterial geht die volle Schuld des Angeklagten hervor.
Weiß: Ich übergebe an Grün.
Grün: Die Verteidigung sieht sich außerstande, das Beweismaterial zu entkräften. Im Hinblick auf die Verdienste des Angeklagten in früherer Zeit bittet sie um ein mildes Urteil.
Weiß: Weiß übergibt an SALOMON 76.
SAL. 76: John Harris, Sie sind der Ihnen zur Last gelegten Verbrechen überführt. In Übereinstimmung von Recht und Gerechtigkeit verurteile ich Sie zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit, abzubüßen auf dem Uranus.

5.

Ich, der Endesunterzeichnete, lege gegen das gegen mich ergangene Urteil Berufung ein. Begründung: Das Verfahren bot mir keine hinreichenden Möglichkeiten zur Verteidigung.

gez. John Harris

Die Berufung des John Harris wurde zur Akte genommen. Ihre Weiterleitung ist nicht möglich. Die Überstellung des Verurteilten mit dem nächsten Transport zum Uranus ist angeordnet.

gez. POLIZEIHAUPTSTELLE

7.

Der neuerliche Testflug mit der grundüberholten Ares I verlief ohne Komplikationen. Allmählich begann selbst ich – trotz aller Vorbehalte – Gefallen an diesem Schiff zu finden. Nun, da es – wie man hoffen durfte – die Kinderkrankheiten hinter sich gebracht hatte, erwies es sich als ein perfektes Instrument, das sowohl an Geschwindigkeit als auch an Reichweite allen anderen mir bekannten Schiffstypen überlegen war. Die VOR-Streitkräfte würden sich sehr anstrengen müssen, um den technologischen Vorsprung der EAAU, der sich abzeichnete, wieder auszugleichen.

Programmgemäß näherten wir uns im Verlauf des Fluges der verlassenen Raumstation ORBITER, einer ehemals mächtigen Festung aus den Anfängen der astralen Konfrontation zwischen den beiden Machtblöcken. Bei dieser Gelegenheit erprobten wir das Waffensystem der *Ares I*, das auf einer Weiterentwicklung des *Kalten-Licht*-Prinzips aufbaute. ORBITER zerstob in Moleküle – ein zugleich begeisterndes wie grausiges Erlebnis.

Nicht ein einziges Trümmerstück blieb zurück.

Als wir nach diesem Experiment abdrehten, mußte ich daran denken, wieviel Phantasie, Energie und schöpferische Kraft der Mensch im Auf und Ab seiner Geschichte in die Kunst der Zerstörung investiert hatte, angefangen von der ersten primitiven Steinaxt bis zu diesem satanisch-perfekten *KL*. Und auch heute noch bin ich – mehr denn je – davon überzeugt: Hätte der Mensch all diese großartigen Fähigkeiten in den Dienst einer weltumspannenden Brüderlichkeit gestellt, wäre er aufgestiegen zum vollkommensten Lebewesen unter den Sternen.

Und es hätte diese halbierte, gespaltene Welt nicht gegeben,

die sich zum Frieden nicht entschließen wollte und zum Krieg nicht entschließen konnte.

Während des Fluges blieb das Verhältnis zwischen Captain Romen und mir gespannt. Das alte freundschaftliche Vertrauensverhältnis stellte sich nicht wieder ein. Zwar vermieden wir es beide, das mißliche Thema – SALOMON 76 – anzuschneiden, dennoch stand die Erinnerung daran wie eine gläserne Wand zwischen uns. Unser Verkehr beschränkte sich auf rein dienstliche Belange – im übrigen ging mir Captain Romen, soweit dies auf engstem Raum möglich war, aus dem Weg. So machte er es sich zur Gepflogenheit, die Messe stets dann zu verlassen, wenn ich eintrat.

Einmal stellte ich ihn deshalb zur Rede.

»Ich habe den Eindruck, Captain, Sie meiden meine Gesellschaft.«

Captain Romen – im Begriff, die Messe zu verlassen – drehte sich noch einmal um.

»Darf ich, bevor ich antworte, Sir, erfahren, wie dies gemeint ist: ob als Frage oder als dienstliches Verhör?«

Mein Ärger war längst verraucht. Mir ging es lediglich darum, die gewohnte Bordkameradschaft wieder herzustellen.

»Es handelt sich um eine private Anmerkung, Captain.

Wir sollten unser Kriegsbeil begraben.«

Captain Romen blieb unversöhnlich.

»In diesem Fall, Sir«, erwiderte er, »gestatten Sie wohl, daß ich mich zurückziehe. Ich brauche ein paar Stunden Ruhe. Sonst könnte der Tag kommen, an dem Sie dienstlich etwas an mir auszusetzen fänden – und so weit möchte ich es nicht kommen lassen.«

Ich begriff, daß er mir meine ablehnende Haltung nicht verzeihen hatte. Er hatte seinen Standpunkt demnach nicht geändert – im Gegensatz zu mir, der ich nach meinem Gespräch mit Villiers in meiner Überzeugung gefestigter denn

je war. Selbst mein ursprüngliches Bedauern für Harris war dahin. Ich hatte meinem alten Chef die Treue gehalten bis zu einem Punkt, wo Treue umschlug in blinde Anbetung. Auf diesem Weg weiterzugehen war töricht – und je weniger ich über Harris' Verhaftung nachdachte, desto besser war es für mein seelisches Gleichgewicht.

Ruth O'Hara hatte die richtigen Worte gefunden: Man mußte sich endlich daran gewöhnen, mit dem Neuen zu leben. Auch wenn es einem schwerfiel, sich damit anzufreunden.

Und gab es nicht Beispiele genug für das, was uns in diesem Jahr widerfuhr? Auch zu den Papuas war irgendwann einmal das Gesetz gekommen, und auch ihnen war dies gewiß zunächst unheimlich und unverständlich, ja grausam erschienen. Die Vorteile, die ihnen das Gesetz brachte, erkannten sie erst nach und nach.

Nicht viel anders war unsere Situation. Aus der Steinzeit einer primitiven Justiz waren wir übergetreten in eine Epoche *absoluter Gerechtigkeit*. Daß dieser Gerechtigkeit dann und wann auch Menschen zum Opfer fielen, die man gern hatte, damit mußte man sich abfinden. Um so mehr mußte man sein eigenes Verhalten überprüfen.

Wer sich nichts zuschulden kommen ließ, hatte nichts zu befürchten. Der Mensch war aufgerufen, sich moralisch und sozial zu vervollkommen. Jedes Straucheln – das früher unentdeckt geblieben oder doch vertuscht worden wäre – führte in diesem neuen Zeitalter unweigerlich zu Konsequenzen.

SALOMON 76 *gerechter als Gott?* In gewisser Weise ja.

Denn nach einigen Monaten oder Jahren seiner unbestechlichen Auslese mußte als Endresultat der *gute* und *charakterfeste* Mensch übrigbleiben. Das war es, was Villiers vorschwebte: als fernes, als letztes, als höchstes Ziel.

Irgendwann im Verlauf des Fluges ließ ich etwas von meinen Überlegungen meinem Navigator gegenüber durchklingen.

Bevor Lieutenant Stroganow antwortete, drückte er auf einen Knopf, und das Schott zum Kartenhaus rastete ein.

»Darf ich offen reden, Sir?« fragte er.

»Ich bitte darum!« erwiderte ich.

Er wiegte nachdenklich den schweren Kopf mit dem ergrauenden Haar.

»Nichts gegen SALOMON 76, Sir. Ich finde es großartig, daß wir so etwas haben. Aber ganz so neu ist diese Erfindung nicht.«

»Wie das, Lieutenant?«

»Nun, Sir, in meiner alten Heimat, in Rußland, hat es im vergangenen Jahrhundert schon mal etwas Ähnliches gegeben – kein Computer, das nicht, aber eine Organisation, Tscheka. Sie sollte die Guten von den Bösen trennen. Wie das damals ausgegangen ist, weiß heute jedes Kind.«

Ich stand auf; es wurde für mich Zeit, auf die Brücke zurückzukehren.

»Ein schlechter Vergleich, Lieutenant. Damals richteten Menschen über Menschen.«

Stroganow hob scherzhaft die Hände: zum Zeichen seiner Kapitulation.

»Ich weiß, Sir. Alle Vergleiche hinken. Inzwischen hat die Menschheit dazugelernt. Und solange wir von SALOMON 76 nichts zu fürchten haben, weil wir uns streng an die Gesetze halten, ist ja auch alles in Ordnung.«

»Eben!« beendete ich das Gespräch. »Das ist es letztlich, worauf es ankommt. Auf jeden einzelnen von uns selbst.«

Vier Wochen nach diesem Gespräch landeten wir, wie es der Flugplan vorsah, auf der Venus. In der Halle begrüßte mich Sven Bjørnsen, der Stationsmeister, ein knochiger, graubärtiger Mann, den irgendein Astronaut mit dem Spitznamen Frau Venus belegt hatte – gewiß nicht mit der Absicht, daß Bjørnsen ein Leben lang darunter zu leiden haben würde. Aber so war

es. Der Spitzname blieb an dem Stationsmeister haften.

Björnsen und ich waren gute alte Bekannte. Ich schätzte seine pedantische Redlichkeit und seinen herzhaften Redefluß.

»Ich möchte wetten, Commander«, sagte er, »Sie haben wieder mal die Milchstraße gefegt! Ihr Vogel macht einen ziemlich ramponierten Eindruck.«

»Meteoriten!« klärte ich ihn auf.

»Und wie macht sich der Vogel sonst? Es heißt, man verspricht sich große Dinge davon. Das ist doch der, den Sie neulich in den Teich gesetzt haben?«

»Das ist er!« bestätigte ich. »Ich glaube, er fängt an, flügge zu werden.«

Björnsen sah sich um. Wir waren allein. Niemand konnte uns hören.

»Sie wissen wohl noch nicht, Commander, daß man Harris inzwischen verknackt hat?«

»Nein«, sagte ich.

Björnsen seufzte.

»Eigentlich sollte ich ja kein Mitleid mit ihm haben – bei all dem, was er angestellt hat. Um ein Haar hätte er das ganze VEGA-Programm zunichte gemacht. Aber hol's der Teufel: fünfundzwanzig Jahre Uranus, das ist für einen Mann in seinen Jahren das Todesurteil!«

Einen Atemzug lang fühlte ich mich zurückgeworfen in jene rebellische Stimmung, die mich veranlaßt hatte, zu Villiers zu eilen. Fünfundzwanzig Jahre harter Zwangsarbeit auf dem lebensfeindlichen Uranus! Björnsen hatte recht. Für Harris war dies das Todesurteil.

Die Stimmung hielt nicht an. Ich fand zur rechten Einstellung zurück.

»Er wird es verdient haben«, sagte ich. »Wie war das Verfahren?«

»Öffentlich«, sagte Björnsen. »Harris hat sich geschlagen wie

ein Löwe. Aber in fünfzehn Minuten war alles vorbei. Die Beweise waren erdrückend. Grün konnte nicht gegenanstänkern. Nichts als eine Aufzählung alter Verdienste. Damit war kein Blumenpott zu gewinnen.

Sind Sie nicht mit ihm befreundet gewesen, Commander?«

»Das war vor seiner Verhaftung«, antwortete ich – und damit sagte ich mich endgültig von John Harris los. Er war ein verurteilter Verbrecher – ich hingegen ein freier Bürger mit untadeligem Leumund. Es gab nichts mehr, was uns verband.

Björnsen bekam feuchte Augen.

»Hol's der Teufel!« sagte er noch mal. »Es ist und bleibt zum Heulen. Ausgerechnet Harris!« Und dabei blickte er hoch zur Hallendecke.

»Wonach halten Sie Ausschau?« fragte ich amüsiert.

Er zuckte mürrisch mit den Achseln.

»Eigentlich nach nichts«, sagte er. »Aber seit einiger Zeit habe ich das Gefühl, daß man kein Wort mehr sagen kann, ohne daß wer zuhört.«

Ich lachte und schlug ihm auf die Schulter.

»Sie fangen an, Gespenster zu sehen, Björnsen! Nehmen Sie sich ein paar Wochen Urlaub! Früher oder später beginnt auf der Venus ein jeder zu spinnen.«

Die Crew zog es vor, die Nacht auf der Station zu verbringen. Ich selbst ließ mir ein Taxi kommen und fuhr ins Hotel. Nachdem ich zu Abend gegessen hatte, trank ich an der Bar noch einen doppelten Whisky – und dabei überkam mich die Müdigkeit. In meinem Zimmer angekommen, warf ich die Mütze in eine Ecke, streckte mich angekleidet auf dem Bett aus und schaltete das Fernsehen ein. Hinter mir lagen sechs Wochen der Einsamkeit unter den Sternen. Es war ein rechter Genuß, wie ich mich da durch die Vielzahl der Programme wühlte.

Plötzlich war ein Gesicht auf der gläsernen Wand, das ich

kannte: Henri Villiers.

Ich begriff nicht gleich, warum dieses kluge und gute Gesicht in rotes Licht getaucht war – und als ich es begriff, flammte auch schon das weiße Licht auf, und die Kamera fuhr zurück und enthüllte die gesamte Szenerie: Henri Villiers, der ehemals mächtige Justiz- und Polizeiminister, der geistige Vater von SALOMON 76, angeschnallt auf dem elektronischen Sessel, eingeschlossen von den nüchternen grauen Wänden der schalldichten Kabine, die sich unter Wahrung alter Tradition *Verhandlungssaal* nannte.

Auf einmal war ich entsetzt – und wußte doch, daß es dafür keinen vernünftigen Grund gab. Villiers selbst hatte mich von der Unfehlbarkeit von SALOMON 76 überzeugt. Gewiß hatte er damals noch nicht geahnt, daß er nur anderthalb Monate später selbst als Angeklagter vor Gericht stehen würde.

Aber sosehr ich auch Verstand und Logik zum Zweck meiner Beruhigung zur Hilfe rief – das Entsetzen ließ sich nicht verscheuchen. Es stieg aus irgendwelchen dunklen Tiefen in mir auf: unheimlich, mächtig und qualvoll.

SALOMON 76 der leidenschaftslose Sohn, klagte mit mechanisch-ausdrucksloser Stimme seinen geistigen Vater an.

Vielmehr – dem, was ich sah, war die Anklage bereits vorausgegangen. Auch Grün hatte seine Schuldigkeit getan und wurde nicht mehr benötigt.

SALOMON 76 verkündete das Urteil: »Henri Villiers, nach sorgfältiger Prüfung allen Beweismaterials ist es erwiesen, daß Sie ein Agent der Vereinigten Orientalischen Republiken sind. Sie haben sich des Hoch- und Landesverrates schuldig gemacht.«

Henri Villiers bäumte sich in seinen Fesseln. Er schrie – aber über seine Lippen kam kein Laut. Vielleicht waren die Mikrofone abgeschaltet.

»Henri Villiers, die dafür vorgesehene Strafe beträgt

gemeinhin fünfundzwanzig Jahre Zwangsarbeit. Eine Analyse aller einschlägigen Paragraphen hat jedoch ergeben, daß die Todesstrafe nie rechtswirksam außer Kraft gesetzt worden ist. In Übereinstimmung von Recht und Gerechtigkeit verurteile ich Sie hiermit zum Tod. Das Urteil wird innerhalb der gesetzlichen Frist vollstreckt.«

Henri Villiers unternahm eine letzte, verzweifelte Anstrengung. Es gelang ihm, seine rechte Hand aus den Fesseln zu befreien – und auf einmal war es diese weiße, zerbrechliche Hand, die die Rolle des Anklägers übernahm, wie sie da mit spitzem Zeigefinger mitten in den Raum zielte.

Die Kamera schaltete über auf Harry Wilson, den Kommentator. Sein bärtiges Gesicht drückte feierlichen Ernst aus.

»Meine Damen und Herren«, sagte er, »soeben wird uns von SALOMON 76 bekanntgegeben, daß in der Zeit, in der vor Ihren Augen der erregende Prozeß gegen den ehemaligen Justiz- und Polizeiminister der EAAU, Henri Villiers, abrollte, in aller Stille, das heißt im geschlossenen Verfahren, einhundertundachtundvierzig weitere Strafprozesse geführt worden sind. Sie alle endeten mit der Überführung und Verurteilung der Angeklagten. Damit ist die Kapazität von SALOMON 76 noch lange nicht ausgeschöpft. Theoretisch ist er in der Lage, pro Minute eintausendzweihundert Verfahren zu führen, ohne seine polizeilichen Pflichten zu vernachlässigen. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen und erholsamen Abend.«

Als ich den Fernseher abschaltete, zitterte meine Hand.

Weshalb eigentlich? Es gab keinerlei Anlaß, mich über irgend etwas aufzuregen. Henri Villiers war über seine eigene Erfindung gestolpert. Ohne SALOMON 76 hätte er seine verräterische Tätigkeit gewiß noch viele Jahre ungehindert ausüben können. Nun hatte er bekommen, was ihm zustand.

Auf einmal drängte es mich zu erfahren, wie Ruth über dieses Urteil dachte. Ich stand auf, rief die Vermittlung und meldete ein Gespräch in meine Wohnung an.

Eine Minute später sagte die Telefonistin: »Bedaure, Sir, die angegebene Nummer meldet sich nicht.«

Das hatte nichts zu bedeuten. Wenn ich unterwegs war, blieb Ruth oft länger im Büro. Das machte ihr das Warten auf meine Rückkehr erträglicher.

»In diesem Fall«, sagte ich, »verbinden Sie mich mit VEGA-Metropolis, Abteilung Public Relation!«

Das Gespräch wurde durchgestellt. Auf dem Monitor erschien das Gesicht einer mir unbekannten Frau. Sie blickte mich fragend an.

»Commander Brandis«, stellte ich mich vor. »Ich möchte meine Frau sprechen, Ruth O'Hara.«

Die Unbekannte verzog keine Miene.

»Tut mir leid, Sir. Ruth O'Hara ist nicht hier.«

»Dann sagen Sie mir, wo sie ist«, bat ich, »damit ich sie erreichen kann!«

Die Unbekannte schüttelte den Kopf.

»Das ist unmöglich, Sir. Ich bin nicht befugt, Ihnen irgendwelche Auskünfte zu geben.«

Damit schaltete sie ab.

Ich rannte nach unten, zahlte meine Rechnung, bestellte ein Taxi und fuhr zur Station. Die Crew schlief bereits.

Ich ließ sie wecken. Als erster erschien Captain Romen in der Halle – mit verschlafenem, mürrischem Gesicht.

»Sir?«

»Wir starten!« sagte ich.

Captain Romen starrte mich entgeistert an.

»Jetzt, Sir? Aber der Vogel kommt doch erst morgen in die Kontrolle.«

Ich wischte den Einwand hinweg.

»Ich verzichte auf die Kontrolle. Wir starten jetzt, auf der Stelle! Das ist ein Befehl.«

»Aye, aye, Sir. Sie sind der Commander.«

Captain Romen wollte sich entfernen. Ich hielt ihn zurück.

»Noch eins, Captain! Beten Sie! Beten Sie zu Gott, daß Sie im Unrecht sein mögen! Sonst ist zu diesem Zeitpunkt auf der Erde die Hölle los.«

8.

Wir landeten in Metropolis mitten in der Nacht. Ein Transporter brachte uns zum Hauptgebäude. Hier verabschiedete ich mich von der Crew.

In der Abfertigung war alles auf Computer geschaltet.

Ich steckte das Bordbuch in den dafür vorgesehenen Schlitz, und der Computer spuckte gehorsam die datierte und mit Uhrzeit versehene Empfangsbestätigung aus.

Auch in den Räumen der Public Relation war, wie nicht anders zu erwarten, keine Menschenseele. Ich warf einen Blick auf Ruths Schreibtisch. Sie hatte keine Nachricht für mich hinterlassen.

Der Aufzug brachte mich zum Flugdeck. Mein Helikopter parkte am gewohnten Ort. Ich stieg ein und flog heim.

Vor meiner Wohnungstür zögerte ich. Dann legte ich entschlossen den Daumen auf den Öffner, und der Automat erkannte mich und schloß auf. Dunkelheit empfing mich.

Ohne Licht zu machen, ging ich hinüber zum Schlafzimmer, zog die Tür auf und sagte: »Ruth, erschrick nicht! Ich bin's.«

Ich bekam keine Antwort. Nach einer Weile der Unschlüssigkeit schaltete ich das Licht ein. Das Bett war leer.

Ruth O'Hara war nicht daheim.

Mich fröstelte.

Vergebens hielt ich mir vor, daß ich auf dem besten Wege war, mich selbst verrückt zu machen. Unangemeldet war ich heimgekommen. Ruth mochte bei irgendwelchen Freunden sein. Irgendwann würde sie sich schon wieder einfinden.

Andererseits – es war nicht das erste Mal, daß ich überraschend heimkam. Stets hatte ich dann, falls Ruth nicht zu Hause war, irgendeine Notiz gefunden, die mich wissen ließ, wo ich sie erreichen konnte.

Ich schaltete in allen Räumen das Licht an und machte mich auf die Suche. Ich suchte überall, sogar an den unmöglichsten Stellen.

Nichts war da – kein Zettel, kein mit ihrer vertrauten, geliebten Stimme besprochenes Band. Sie hatte das Haus verlassen, ohne auch nur eine Andeutung zu hinterlegen.

Das sah ihr nicht ähnlich, aber so war es, und vorerst mußte ich mich damit abfinden.

Irgendwie gelang es mir, mich zu beruhigen. Was – so hielt ich mir beharrlich vor – fürchtete ich denn? Nicht anders als dieser verrückte Björnsen auf der Venus fing ich an, Gespenster zu sehen. Nur weil Ruth nicht zu Hause war und mir keine Nachricht hinterlassen hatte, verfiel ich in Panik! Wahrscheinlich befand sie sich auf einer Dienstreise, und jene Unbekannte in ihrem Büro, mit der ich telefonisch gesprochen hatte, war sich nicht sicher darüber gewesen, wieweit dieser Umstand der Geheimhaltungspflicht unterlag. Harris' Verhaftung und Verurteilung mußten die ganze VEGA durcheinandergebracht haben, so daß ein jeder sich jetzt an irgendwelche Vorschriften klammerte. Die Zurückhaltung dieser Unbekannten hatte nicht das mindeste zu bedeuten.

Obwohl ich nun davon überzeugt war, ruhig geworden zu sein, war mir nicht nach Schlafen zumute. Ich setzte mich in

den Sessel, legte ein Buch ein und begann zu lesen. Zwei, drei Minuten lang gelang es mir, mich zu konzentrieren – dann legte ich das Buch wieder fort.

Das Frösteln meldete sich erneut, und ich konnte mir nicht länger verhehlen, daß ich trotz aller meiner guten und triftigen Argumente Angst hatte. Es mochte lächerlich sein – aber die Angst ließ sich nicht verscheuchen.

Endlich läutete das Telefon. Mit einem Sprung war ich auf den Beinen und schaltete mich ein.

»Ruth! Ruth, bist du es?«

Lieutenant Merciers Gesicht erschien auf dem Schirm.

»Sir, ich bitte vielmals um Entschuldigung.«

Ich hätte Mercier umarmen können. Die Einsamkeit begann unerträglich zu werden. Endlich ein Mensch, mit dem man reden konnte.

»Keine Ursache, Lieutenant. Ich habe ohnehin noch nicht geschlafen. Was liegt an?«

Lieutenant Mercier zögerte.

»Ich nehme an, Sir, Sie sind allein.«

»Stimmt. Meine Frau muß ausgegangen sein. Ich warte auf ihre Rückkehr.«

Lieutenant Mercier schluckte.

»Sir, ich weiß nicht, wie ich's Ihnen sagen soll. Ich hab' da gerade eben noch einen Blick in die Zeitung vom vergangenen Freitag geworfen ...«

»Ja? Sprechen Sie weiter!«

Irgend etwas in mir krampfte sich zusammen. Dies *Sprechen Sie weiter!* erforderte meine ganze Kraft und Beherrschung. Mercier rief nicht an, um mit mir zu plaudern. Etwas, was mich anging, war geschehen – etwas, über das er zu diesem Zeitpunkt mehr wußte als ich.

Der Lieutenant suchte nach Worten. Schließlich sagte er: »Der Name Ihrer Frau kam darin vor, Ruth O'Hara.«

Einen Augenblick lang glaubte ich, unter einem bösen Traum zu leiden.

»Ja«, sagte ich mühsam. »Und in welchem Zusammenhang?«
Lieutenant Mercier senkte den Blick.

»In keinem guten, Sir. Ich fand ihn unter den Prozeßberichten. Mir scheint, Sir, sie ist da in was hineingeraten.

Ich dachte – besser ist's, Sie erfahren's von mir als ...«

»Danke!« unterbrach ich ihn. »Danke.«

Ich schaltete mich aus.

Die Zeitung vom letzten Freitag lag ganz obenauf. Ich legte sie mit zitternden Händen ein und ließ die Seiten Revue passieren, bis ich die entsprechende Meldung gefunden hatte.

Nichts Auffälliges war an ihr. Sie stand auf der vorletzten Seite und rangierte unter der Nummer 124 der an diesem Tag gesprochenen Urteile. Es handelte sich um einige wenige Zeilen: *Ruth O'Hara. Anklage: Begünstigung eines Staatsfeindes (Henri Villiers). Kein Geständnis. Verurteilt aufgrund von Beweisen und Indizien. Strafmaß: 25 Jahre Zwangsarbeit auf dem Uranus.*

Und obwohl ich darauf vorbereitet war, traf es mich wie ein Keulenschlag. Ein Gefühl völliger Lähmung überkam mich. Ich empfand keinen Zorn; ich war unfähig zu rebellieren. Ich war nur bis in das Mark hinein entsetzlich müde und entsetzlich traurig.

In Übereinstimmung von Recht und Gerechtigkeit ... Ich vermeinte die scheppernde, seelenlose Stimme von SALOMON 76 zu hören.

Ruth O'Hara war verhaftet und verurteilt.

Und ich konnte nichts für sie tun.

SALOMON 76 war unfehlbar. Eine ganze Menschheit bejubelte seine unbestechliche Weisheit.

Niemand außer mir – und vielleicht Captain Romen –

zweifelte das Urteil an. Selbst Lieutenant Mercier hatte sich vorsichtig ausgedrückt: *Sie ist da in was hineingeraten ...*

Mit anderen Worten hieß das: *Bei allem Respekt, Sir, den ich Ihnen schuldig bin, und bei aller persönlichen Anteilnahme an Ihrem familiären Schicksal – an der Schuld Ihrer Frau ist nicht zu zweifeln.* Für Lieutenant Mercier war dieses Urteil völlig korrekt.

Ja, war denn die ganze Welt verrückt geworden?

Und was war mit mir? Bis vor kurzem war ich noch selbst ein eifriger Parteigänger von SALOMON 76 gewesen.

Captain Romens Freund, Doktor Perry, John Harris und letztlich auch Villiers – und dazu alle jene Hunderte und Tausende bis dahin unbescholtener Bürger der EAAU, die ich persönlich nicht kannte –: sie alle hatte ich ohne mit der Wimper zu zucken in diesem menschenmordenden Paragraphenschlund entschwinden sehen, und mein ganzer Kommentar war gewesen: Sie haben bekommen, was sie verdienen.

Und jetzt, auf einmal, da der Blitz nicht irgendwo einschlug, sondern mitten in meinem Haus zündete, lehnte ich mich auf?

Ich mußte es tun. Ruth O'Hara war meine Frau. Ich *wußte*, daß sie das ihr zu Last gelegte Verbrechen nicht begangen hatte – es sei denn, daß die Zubereitung einer Tasse Kaffee für einen amtierenden Minister bereits als Verbrechen galt.

SALOMON 76 mußte überprüft werden. Er hatte jedes Maß verloren.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht.

Meine Gedanken waren bei Ruth. Wo mochte sie sich befinden, was tat man ihr an? Sie war nicht der Mensch, der einfach aufgab. Bestimmt hoffte sie, bestimmt kämpfte sie.

Doch wie kämpfen – wenn man sich erst einmal im Strudel befindet?

Und worauf hoffen – da es doch längst keine Instanz mehr

gab, die SALOMON 76 zum Einlenken veranlassen konnte?

Eine ganze Menschheit lag vor ihm auf den Knien und betete ihn an, den neuen elektronischen Götzen in der Einsamkeit des Himmels. Und sie ließ sich, Stück um Stück, von ihm vernichten. Jeder einzelne tat nur seine Pflicht, klammerte sich an das ihm zugewiesene Partikelchen Ordnung. Wenn ein Polizist zur Verhaftung schritt, so tat er das guten Gewissens. Das Denken, das Entscheiden war ihm längst abgenommen. Er brauchte nur noch gehorsam zu dienen. Alle Verantwortung lag bei SALOMON 76.

Oder hatte SALOMON 76 doch recht – und nur im Fall von Ruth O'Hara war ihm ein Lapsus unterlaufen?

Ich ergänze meinen Bericht mit der Aussage von Ruth O'Hara, zu Protokoll gegeben vor dem AUSSCHUSS ZUR UNTERSUCHUNG DER COMPUTERAFFÄRE.

Meine Festnahme war kein Ausnahme fall. Eine Verhaftung jagte die andere. Es gab in jenen Wochen in ganz Metropolis kaum ein Haus, kaum eine Institution, wo nicht wer von der Polizei abgeholt wurde. Die meisten dieser Leute wurden unter Ausschluß der Öffentlichkeit auf dem normalen Computerweg abgeurteilt.

Meine Gefühle waren widerstrebend. Mein Mißtrauen gegen diese neue Form der Justiz wurde überlagert von der Angst, abseits zu stehen, nicht Schritt zu halten mit der vom Fortschritt überzeugten und begeisterten Masse. SALOMON 76 anzuzweifeln war nicht nur gefährlich, sondern es brachte einen auch in den Ruf des Hoffnungslos-Rückständigen, in den Ruf eines Individualisten, auf den die Menschheit gut und gern verzichten konnte.

Da ich auf jegliche Form der Kritik verzichtete und mich überdies an die Gesetze hielt, fühlte ich mich trotz des

herrschenden Terrors verhältnismäßig sicher, ja ich versuchte sogar, mir einzureden, daß es dieses Terrors bedurfte, um unsere Gesellschaft ein für allemal von allen schädlichen Elementen zu reinigen.

Meine Verhaftung erfolgte in aller Frühe. Meine Proteste verhallten ungehört. Man schaffte mich in das überfüllte Zuchthaus REHABILITATION. Dort blieb ich einen Tag lang bis zu meiner Aburteilung.

Das Verfahren war eine Farce. Ein einziges Mal in meinem Leben war ich mit Henri Villiers zusammengetroffen, und dies zu einer Zeit, als er noch amtierender Justiz- und Polizeiminister war. Dennoch wurde ich zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit auf dem Uranus verurteilt.

Bezeichnenderweise wurden an diesem Tag alle Angeklagten mit dem gleichen Strafmaß belegt, wie geringfügig ihre Vergehen – sofern es solche überhaupt gab – auch zu bewerten waren.

Ich bat um die Vergünstigung, meinem Mann einen Brief zu schreiben. Dies wurde mir verwehrt, und zwar mit den Worten: »Wozu schreiben? Ihr Mann kommt auch noch dran!« Die Polizisten – so mein Eindruck – waren völlig von der Rechtmäßigkeit ihres Tuns überzeugt. Einer von ihnen erklärte sogar: Wenn es SALOMON 76 schon vor tausend Jahren gegeben hätte, wäre es um die Menschheit besser bestellt.

Ich zählte zu den wenigen, die sich mit dem ergangenen Urteil nicht abfinden wollten und darum auf Flucht sann. Die Mehrheit der Verurteilten ergab sich stumpf in das ihnen zudiktierte Schicksal. Das von ihnen am häufigsten benutzte Argument war: »Subjektiv mag ich unschuldig sein, doch objektiv hat SALOMON 76 zweifellos recht.«

Vierundzwanzig Stunden nach meiner Verurteilung wurden mir meine Kleider abgenommen. Ich erhielt die übliche Anstaltskluft und wurde einem Transport zugeteilt, der

Metropolis wenig später verließ.

Als Transporter diente ein langsames Frachtschiff vom Typ Najade. An Bord befanden sich rund tausend Verurteilte. Die Verhältnisse waren katastrophal. Die sanitären Anlagen reichten bei weitem nicht aus. Wasser und Verpflegung wurden nur in kleinsten Rationen ausgegeben.

Jeden Tag gab es neue Todesfälle. Die Verstorbenen wurden ohne jedes Zeremoniell dem Raum übergeben.

Zu diesem Zeitpunkt gab es für mich keinen Zweifel mehr, daß mit SALOMON 76 etwas nicht stimmte. Doch dies laut auszusprechen wagte ich nicht, nachdem mir zu Ohren gekommen war, daß jede Kritik an dieser Instanz die Todesstrafe heraufbeschwor.

9.

Pünktlich um 08.00 Uhr Metropoliszeit setzte ich meinen Helikopter auf der gepflegten Rasenfläche vor dem Hauptportal des *Instituts für angewandte Elektronik* auf.

Ein uniformierter Portier kam schimpfend und gestikulierend auf mich zugeschossen; ich stellte mich taub, und als er, durchdrungen von der Wichtigkeit seines Amtes, Hand an mich zu legen versuchte, stieß ich ihn zur Seite.

All dies entsprach nicht meiner Art; an diesem Morgen freilich lag ich mit der ganzen Welt in Fehde, und der zeternde Portier kam mir gerade recht, um wenigstens einen Teil des in mir angesammelten Grolls loszuwerden.

»Sir«, keuchte er, »ich werde das zur Anzeige bringen!«

»Tun Sie das!« fuhr ich ihn an. »Na los, tun Sie das! Aber passen Sie nur auf, daß Sie nicht noch vor mir von SALOMON

76 gegriffen werden! Auf Leute Ihrer Art hat er's nämlich abgesehen. Haben Sie nie gelogen, gestohlen oder im Dienst ein heimliches Nickerchen gemacht?

Ich an Ihrer Stelle würde ganz klein und häßlich tun.«

Der Portier wurde kreideweiß und zog sich zurück.

An ihm vorüber betrat ich das Gebäude, fand einen länglichen Tresen mit der Aufschrift EMPFANG und wandte mich an die dahinter befindliche Dame.

»Commander Brandts. Ich möchte zu Professor Kalaschnikow.«

Weder mein Name noch meine Uniform schien auf die Dame vom Empfang Eindruck zu machen. Sie musterte mich kühl und kritisch.

»Ich bedaure, Sir. Der Professor empfängt nur nach Voranmeldung. Rufen Sie ihn an, schreiben Sie ihm – vielleicht, wenn er Zeit hat, gibt er Ihnen dann einen Termin.«

Die Dame wandte sich ab.

»Augenblick!« sagte ich scharf. »Die Angelegenheit duldet keinen Aufschub. Nennen Sie ihm meinen Namen – und ich bin sicher, daß er mich empfangen wird.«

Die Dame vom Empfang warf mir einen eiskalten Blick zu.

»Wer sind Sie, Sir – etwa der Präsident der Republik?

Ich habe gesagt, daß der Professor nicht empfängt. Halten Sie sich an die Regeln! Vielleicht werden Sie dann im Laufe dieses Jahres vorgelassen werden. Guten Tag, Commander!«

Hatte ich es mir wirklich so einfach vorgestellt, vorzudringen zu Professor Kalaschnikow, einem der führenden Wissenschaftler unseres Landes? Gewiß war er abgeschirmt, um in Ruhe und Konzentration zu arbeiten.

Was plante er als nächstes? Einen Computer etwa, der unsere Regierung ablöste – auch er wiederum unfehlbar in seinen Entscheidungen?

Ich gab es auf, mit der Empfangsdame zu verhandeln.

Bei ihr biß ich auf Granit.

Aber Professor Kalaschnikow war der einzige Mensch, der Ruth O'Hara helfen konnte. Er hatte SALOMON 76 entworfen und gebaut; er als einziger konnte – vielleicht – noch einen gewissen Einfluß auf ihn ausüben. Ich mußte mit ihm sprechen – und das notfalls um jeden Preis, selbst um den einer strafbaren Handlung.

Ich kehrte zu meinem Helikopter zurück, startete und stieg auf. Nachdem ich eine Schleife beschrieben hatte, nahm ich erneut Kurs auf das Institutsgebäude und landete auf dem Dach. Der Portier stand noch immer unten und beobachtete mich – aber diesmal unterließ er es, zu protestieren. Wahrscheinlich wußte er nicht, wie er sich mir gegenüber verhalten sollte. Ich mochte ins Schwarze getroffen haben – und er mehr auf dem Kerbholz haben, als ich ahnen konnte. SALOMON 76, merkte ich mir, war eine Drohung, mit der man sich bei gewissen Leuten Respekt verschaffen konnte.

Ich betrat das Gebäude über die Feuerleiter.

Irgendwo stieß ich auf einen geschäftig huschenden älteren Mann, dem Aussehen nach ein Bürobote, und hielt ihn an.

»Verzeihung«, sagte ich freundlich, »ich muß mich verlaufen haben. Ich suchte das Büro von Professor Kalaschnikow.«

Der Bürobote schöpfte keinen Verdacht.

»Oh«, sagte er, »da sind Sie hier völlig verkehrt, Sir. Hier ist das Archiv. Professor Kalaschnikow finden Sie im fünfundvierzigsten Stock.«

Ich dankte, ließ mir den Weg zum Lift zeigen und fuhr abwärts. Im fünfundvierzigsten Stock stieg ich aus.

Fortan war es leicht, den richtigen Weg zu finden; ich brauchte lediglich den Schildern an den Wänden zu folgen, bis ich auf die richtige Tür stieß. Ich klopfte und trat ein.

Ein junges, reizendes blondes Mädchen, das hinter einem gewaltigen Schreibtisch saß, sah mich verwundert an.

»Sir?«

»Commander Brandts«, sagte ich. »Ich habe eine Verabredung mit Professor Kalaschnikow. Sie sind doch Miß ...«

Ich spielte mein falsches, gewagtes Spiel mit allem Charme, den ich aufbringen konnte. Die harte Schule der VEGA kam mir zu Hilfe. Angst und Verzweiflung blieben im festen Zugriff der Disziplin. Ich drang in die geheiligten Räume des großen Gelehrten ein, als handelte es sich um eine Notlandung auf einem unbekannten Gestirn: kühl und unerschrocken.

Die Blondine lächelte.

»Shellaberger«, vollendete sie. »Aber von einer Verabredung ist mir nichts bekannt.«

Auf diesen Einwand war ich vorbereitet.

»Ich traf diese Verabredung mit dem Professor privat, Miß Shellaberger. Wahrscheinlich hat er versäumt, Sie zu unterrichten. Nennen Sie ihm nur meinen Namen, und er wird sich erinnern.«

Schon wähnte ich mich am Ziel. Ich entsann mich an die gütigen Augen des Professors, an seine ungespielte, ungekünstelte Bescheidenheit – und ich war sicher, daß er mich, da ich bereits so weit vorgedrungen war, nicht abweisen würde. Aber dann? Würde er bereit sein, mir zu helfen? Wenn einer noch nicht angesteckt war von diesem Unfehlbarkeitswahn, dann er – er, der den Mechanismus von SALOMON 76 kannte, er, der ihn entworfen, gebaut und programmiert hatte. Er mußte wissen, wo im Fall Ruth O'Hara der Fehler steckte. Vielleicht genügte ein einziger Handgriff, um diesen Fehler auszumerzen. Gewußt wo, gewußt wie!

Miß Shellaberger machte ein betrübtes Gesicht.

»Davon, Sir, bin ich überzeugt – aber bedauerlicherweise hat Professor Kalaschnikow seine Verabredung nicht eingehalten. Er fehlt schon den zweiten Tag, Sir.«

Meine Hoffnung brach in sich zusammen wie ein zu hoch getürmtes Kartenhaus.

»Sie meinen, er läßt sich im Institut nicht blicken?« fragte ich beklommen.

Miß Shellaberger lächelte nicht mehr. Ihre Augen blickten ernst.

»Ich meine, Sir, wir haben keine Ahnung, wo er geblieben ist. Gestern abend haben wir ihn als vermißt gemeldet. Geben Sie's schon zu, Sir, daß Sie von irgendeinem Geheimdienst sind, der den Fall untersucht! Aber ich weiß wirklich nicht mehr, als ich Ihnen bereits gesagt habe. Professor Kalaschnikow ist verschwunden.«

Auf dem Wege, auf dem ich gekommen war, kehrte ich zu meinem Helikopter zurück.

Es ist müßig, über meine seelische Verfassung zu berichten. Professor Kalaschnikow war mein letzter Lichtblick gewesen. Nie zuvor hatte ich mich niedergeschlagener und verzweifelter gefühlt.

Um Ruth zu helfen, war ich eingedrungen in die Höhle des Löwen – und der Löwe war nicht im Bau! Hatte ihn am Ende gar das Entsetzen gepackt über das, was er mit seinem Hirn und seinen Händen angerichtet hatte? Verkroch er sich vor seinem Gewissen in irgendeinem abgelegenen Winkel, wo er von dem, was auf dieser Welt geschah, nichts sah, nichts hörte? Das sah diesen weißbekittelten Wissenschaftlern ähnlich! Erst um jeden Preis herumexperimentieren – und wenn's dann schiefging, möglichst jede Verantwortung von sich wälzen!

An diesem Tag erschien ich bei der VEGA nicht zum Dienst. Ich kehrte nach Hause zurück, holte eine Flasche Whisky hervor und betrank mich vor einer Fotografie, die Ruth und mich am Tag unserer Hochzeit zeigte.

Mehrmals schlug das Telefon an. Ich schaltete mich nicht ein. Wahrscheinlich wollte man bei der VEGA wissen, weshalb

ich meinen Dienst nicht angetreten hatte. *Ares I* war reif für die Serienproduktion. Alles, was noch fehlte, um den Akt weiterzuleiten, war meine Unterschrift. Es war mir völlig gleichgültig, wie man höheren Orts meine unentschuldigte Abwesenheit aufnahm.

Mich interessierte einzig und allein Ruth.

Wie ihr helfen?

Und wenn ich in alle Welt hinausschrie, daß dieses Urteil eine Ungeheuerlichkeit war – niemand würde mir glauben.

SALOMON 76 irrte sich nicht.

Am späten Nachmittag erschien Captain Romen. Zu diesem Zeitpunkt war ich so betrunken, daß ich kaum noch die Tür aufbekam.

»Sir«, sagte Captain Romen behutsam, »ich kann mir vorstellen, wie Ihnen zu Mute ist. Aber Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Wenn ich etwas für Sie tun kann – verfügen Sie über mich!«

Zu meiner Verzweiflung gesellte sich die Scham. Ausgerechnet Captain Romen, den ich so schroff zurückgewiesen hatte, bot mir seine Hilfe an. Aber was vermochte er schon auszurichten?

»Captain«, antwortete ich mit schwerer Zunge, »ich weiß Ihre Treue und Freundschaft zu schätzen. Und wenn ich jetzt sage, daß Sie die ganze Zeit über recht hatten und ich unrecht – was dieses verdammte Monstrum unter den Sternen anbetrifft –, dann bin ich gewiß, daß es für Sie kein Anlaß sein wird zu billigem Triumph. SALOMON 76 ist wahnsinnig!«

Und dann bat ich Captain Romen, mich allein zu lassen.

Das verdammte Monstrum, wie ich SALOMON 76 genannt hatte, stand noch am gleichen Abend im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, ohne daß ich, der ich mich wie eine Schnecke in mein Gehäuse zurückgezogen hatte, etwas davon erfuhr.

An diesem Abend – auch dies ahnte ich nicht – wurde Henri Villiers hingerichtet. Zum ersten Mal seit dem Zusammenschluß der drei Kontinente zur EAAU wurde einer ihrer Bürger auf Geheiß des Gesetzes vom Leben zum Tode gebracht. Diesem offenen Bruch geltenden Rechts ging eine Volksbefragung voraus, angekündigt von allen TV-Stationen des Landes.

Das einzige, was ich zu diesem Thema aus eigener Erfahrung beisteuern kann, ist eine Wahrnehmung, der ich damals keinerlei Bedeutung zumaß. Bei einem flüchtigen Blick aus dem Fenster entdeckte ich im Zenit einen ungemein hell leuchtenden Stern, den ich nicht zu identifizieren vermochte. Je länger ich hinblickte, desto heller und heller erstrahlte dieser Stern, bis der ganze Himmel wie in gleißendes rubinfarbenes Licht getaucht war.

Ich schrieb diese Wahrnehmung meinen überreizten Nerven und meinem alkoholisierten Zustand zu.

Da dieses Ereignis jedoch in engem Zusammenhang steht mit den von mir geschilderten Ereignissen, füge ich meinem Bericht die Aussage von Jan Minkowski, Lieutenant (VEGA) hinzu, wie sie vom AUSSCHUSS ZUR UNTERSUCHUNG DER COMPUTERAFFÄRE zu Protokoll genommen wurde.

Vorsitzender: Kommen wir nun zu dieser sogenannten Volksbefragung im Zusammenhang mit der Ermordung von Henri Villiers! Faßten Sie damals schon den Entschluß, sich der Gruppe um Commander Brandts anzuschließen?

Minkowski: Nein. Nein, damals noch nicht. Damals war ich von der Legalität des Geschehens eigentlich noch ziemlich überzeugt.

Vorsitzender: Mit anderen Worten – Sie beteiligten sich an

dieser Abstimmung?

Minkowski: Ja.

Vorsitzender: Obwohl Sie wußten, daß mit dieser Abstimmung neues Recht geschaffen wurde?

Minkowski: Ich kann es nicht abstreiten. Aber das war nun einmal der Geist der Zeit. Ich weiß nicht, wie Sie es damals gehalten haben ...

Vorsitzender: Ich saß im Gefängnis!

Minkowski: In diesem Fall bitte ich um Entschuldigung, Sir.

Vorsitzender: Warum? Die Frage ist nicht unberechtigt.

Ich stelle sie mir schließlich manchmal selbst – die Frage: Wie hätte ich mich verhalten, wenn ich nicht von Anfang an das Glück gehabt hätte, zu den Opfern zu gehören. Doch zurück zur Sache, Lieutenant!

Wie ging diese sogenannte Volksabstimmung vor sich?

Minkowski: Mittels Hauscomputer. Diese waren zentral geschaltet und übertrugen ihre Impulse direkt zu SALOMON 76.

Vorsitzender: Mit welcher Wirkung?

Minkowski: Ich bin da auf Vermutungen angewiesen, Sir. Ich nehme an, die Impulse wurden dort oben in Licht verwandelt. Nur so ist es zu erklären, weshalb dieses Ding auf einmal zu strahlen anfang – wie irgend so ein Komet.

Vorsitzender: Der Grad seiner Helligkeit gab folglich Auskunft über die abgegebenen Ja-Stimmen?

Minkowski: So ist es.

Vorsitzender: Und wie hell hat SALOMON 76 geleuchtet?

Minkowski: Nun, er sah aus wie ein zweiter Mond – nur eben rot.

Vorsitzender: Und das gab den Ausschlag?
Minkowski: Das war der untrügliche Beweis. SALOMON 76 hatte die Massen auf seiner Seite.
Vorsitzender: Haben Sie selbst etwa auch mit Ja gestimmt?
Minkowski: Das habe ich.
Vorsitzender: Aus Überzeugung?
Minkowski: Das auch. Aber nicht nur. Sämtliche Impulse wurden von den Tochtercomputern registriert und ausgewertet. Ich wollte mir keinen Ärger einhandeln. Soviel ich weiß, sind dann auch alle Nein-Stimmer bald darauf verhaftet worden.
Vorsitzender: Danke. Ich denke, das genügt vorerst.

Mithin war, was ich gesehen hatte, keine Halluzination gewesen. Es war ein markantes historisches Ereignis.

Daß ich nicht mehr davon mitbekam, erklärt sich mit dem Zustand, in dem ich mich nach Ruths Verhaftung befand.

10.

Es war noch nicht wieder hell, als jener Anruf kam, der mir zu verstehen gab, daß der Wahnsinn auch vor mir nicht haltmachen würde.

Was bewog mich, ausgerechnet diesen Anruf entgegenzunehmen, nachdem ich zuvor alle anderen unbeachtet gelassen hatte? Ich muß wohl, jeglicher Vernunft zum Trotz, gehofft haben, etwas über Ruth zu erfahren: wie es ihr ging, wo sie sich befand, wie sie es trug? Auf jeden Fall schaltete ich mich ein.

Auf dem Monitor erschien kein Bild. Anfangs hielt ich es für

eine technische Störung, doch als ich vernahm, worum es ging, begriff ich, daß der Anrufer anonym bleiben wollte.

Die Stimme kam mir bekannt vor. Irgendwann, vor etlichen Jahren, hatte ich sie bereits einmal gehört – und dies wahrscheinlich unter glücklichen Umständen, denn ihr Klang weckte in mir keine bösen Erinnerungen.

»Commander Brandts, bitte stellen Sie keine Fragen, sondern glauben Sie mir einfach, daß ich die Wahrheit spreche. Sie sind in Gefahr.«

Eben dies, was der Anrufer verlangte, fiel mir schwer: zu glauben, ohne der Mitteilung auf den Grund zu gehen.

Vielleicht, so mag man mir vorhalten, hätte ich zu diesem Zeitpunkt bereits so etwas wie eine Antenne für die Zeichen der Zeit entwickelt haben müssen. Aber wer so argumentiert, gibt lediglich zu, daß er sich nie in einer zwiespältigen Situation befunden hat. Der normale Mensch mißt letztlich die Welt, in der er lebt, an sich selbst. Der Wahnsinn, der gelegentlich hier und da in der Tat eines anderen Menschen an den Tag tritt, erscheint ihm als eine verhängnisvolle Ausnahme von der Regel, und er verläßt sich darauf, daß Ärzte, Polizisten und Wissenschaftler bereitstehen, um ohne langes Zögern die erkannten Krankheitsherde am Leib der Gesellschaft zu isolieren und zu bekämpfen. Der normale Mensch wiegt sich in Sicherheit; er wähnt sich geschützt und behütet.

Wie aber, wenn der Wahnsinn nicht länger die Ausnahme ist, sondern unversehens zum herrschenden Prinzip gerät? Der normale Mensch, geprägt von seiner Erfahrung, neigt dazu, eine solche Entwicklung erst dann zu erkennen, wenn es für wirksame Gegenmaßnahmen zu spät ist.

Dafür, daß es so ist, gibt es Beispiele genug in der Geschichte. Besonders das 20. Jahrhundert ist reich an solchen Phänomenen – denn: was ist Diktatur letztlich anderes als zum System gewordener Wahnsinn? Zum System geworden, weil

der normale Mensch nicht über die Phantasie verfügte, die dazu gehört hätte, das krebsartige Wachstum solcher Entwicklungen vorauszusehen.

Mit meinem Instinkt mochte ich begriffen haben, daß mit SALOMON 76 etwas nicht stimmte – doch noch weigerte sich mein Verstand, diesen fürchterlichen Gedanken konsequent zu Ende zu denken. Dagegen rebellierte mein gutes Gewissen. Ich hatte mir nie etwas zuschulden kommen lassen, mich nie gegen das Gesetz gestellt.

Warum also sollte ich in Gefahr sein?

»Mir scheint«, gab ich darum zur Antwort, »wenn Sie wollen, daß ich Ihnen Glauben schenken soll, dann müssen Sie sich schon klarer ausdrücken. Wer sind Sie, weshalb warnen Sie mich – und welcher Art ist die Gefahr, die mir droht?«

Der anonyme Anrufer ließ sich nicht beeindrucken.

»Wer ich bin, Sir, ist unwichtig. Es mag Ihnen als Antwort genügen, daß ich mich in einer Position befinde, die mir einigen Überblick verschafft. Und weshalb ich Sie warne? Sie haben mir einmal einen großen Dienst erwiesen, und ich zähle nicht zu den Leuten, die so etwas vergessen. Und die Gefahr liegt auf der Hand. SALOMON 76 hat einen Haftbefehl gegen Sie erlassen.«

Ich erstarrte.

»Gegen mich. Aber warum?«

»Wissen Sie es nicht, Sir?«

Es war diese kurze Frage, die mir vollends die Augen öffnete. Der Unbekannte warnte mich, weil er der Ansicht war, mir diesen Dienst erweisen zu müssen – dennoch zweifelte er nicht an der Rechtmäßigkeit des Haftbefehls. In seinen Augen war ich schuldig, wie immer die gegen mich erhobene Anklage auch lauten mochte.

»Nein«, sagte ich, »nein, ich weiß es nicht.«

Der Unsichtbare schien sich zu amüsieren.

»Sir«, sagte er, »ein jeder von uns macht Fehler. Zum Glück bin ich nicht Ihr Richter. Und jetzt mein Rat! Ich habe Ihren Flugplan gesehen. Auf dem Programm steht ein Überflugsflug mit der *Ares I* nach Moskau. Wenn ich Sie wäre, würde ich machen, daß ich an Bord käme – und ich würde den Flug ein wenig ausdehnen. Lassen Sie Gras über die dumme Geschichte wachsen! Es gibt zum Glück noch genug Himmelswinkel, in denen man sich verkriechen kann.«

Einige Sekunden lang war ich versucht, an einen üblen Scherz zu glauben. Doch dieser Eindruck hielt nicht vor.

Der Unbekannte meinte es völlig ernst. Und das bedeutete, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte.

»Sie schlagen vor, ich soll davonlaufen, statt mich zu rechtfertigen?«

»So ist es, Sir«, bestätigte der Unsichtbare. »Es geht um Ihren Kopf, Commander!«

Damit schaltete er sich aus.

Wenn er mir nicht zu verstehen gegeben hätte, daß er mich für schuldig hielt – ich glaube, ich wäre trotz allem, was bereits geschehen war, geblieben, um es mit SALOMON 76 aufzunehmen. Aber dies, so begriff ich nun, war das Verhalten eines Toren. Weder Ruth noch mir war damit geholfen, wenn ich mich wie ein hypnotisiertes Kaninchen auf den elektronischen Sessel schnallen ließ, um dann im Wechselspiel von Rot und Grün die absurde Anklage und das nicht minder absurde Urteil zu vernehmen. Es mochte eine heldische Geste sein – doch zu gewinnen war mit ihr nichts.

Ich ließ mich mit der VEGA-Disposition verbinden.

Dort war alles in Ordnung. Captain Romen hatte mein Fernbleiben entschuldigt. Man war froh, zu hören, daß ich den *kleinen Rückfall in den Unfallschock* so rasch überwunden hatte. Im übrigen bestätigte man die Worte des anonymen Anrufers: für den Nachmittag war die Überführung der *Ares I*

nach Moskau vorgesehen. Die Crew war bereits vollzählig versammelt.

Moskau paßte mir gut. Dort hatte ich Freunde, dort konnte ich untertauchen – vielleicht sogar eine Spur von Professor Kalaschnikow finden, der dort, in der Stadt seiner Geburt, seine Wochenenden zu verbringen pflegte.

Eine Flucht zu den Sternen, wie sie mir der unbekannte Anrufer anriet, wies ich von mir. Ich konnte und wollte nicht meine ganze Besatzung mit mir ins Unglück reißen.

Eine Abänderung des Flugplanes war erforderlich. Ich ersuchte die Disposition um eine Vorverlegung des Startes auf den frühen Vormittag. Um mir einen Gefallen zu tun, willigte man ein.

Mit diesem Gespräch hatte ich wichtige Zeit vergeudet.

Ich entdeckte es, als ich hinaustrat in den Flur. Eine Lifttür ging gerade auf, und zwei Männer in grauem Zivil, gefolgt von einigen blauuniformierten Polizisten, stürzten heraus.

»Commander Brandis, auf Befehl von SALOMON76 ...«

Weiter ließ ich es nicht kommen. Ich rannte die Treppe hinauf, erreichte das Flugdeck, zwängte mich in meinen Helikopter und startete.

Zum ersten Mal in meinem Leben rannte ich vor dem Gesetz davon, zum ersten Mal handelte ich wie ein aufgespürter Verbrecher, der sich nicht ergeben will.

Und indem ich dies tat, begann mein Duell mit SALOMON 76. Später versuchte man mich dafür zum Helden zu stempeln. Aber eben dies, ein Held, bin ich nicht gewesen. Es war reiner Zufall, daß die Wahl des Schicksals ausgerechnet auf mich fiel. Jeder andere aufrechte Bürger der EAAU, der sich vom Wahnsinn noch nicht hatte anstecken lassen – oder mittlerweile davon wieder geheilt war –, hätte an meiner Stelle stehen können. Einer mußte es tun; und viele – wie man inzwischen weiß – versuchten es und gingen dabei zugrunde; ich hatte

lediglich das Glück auf meiner Seite.

Die Polizisten erschienen auf dem Flugdeck – gerade als ich den Helikopter abhob. Einen Herzschlag lang sah ich ihre enttäuschten Gesichter. Das Wild war ihnen durch die Lappen gegangen – und das ist etwas, was kein Gendarmenherz verträgt.

Ich will diese Männer, die mich verhaften wollten, nicht moralisch herabsetzen. Sie taten ihre Pflicht. Sie erhielten ihre Befehle, und sie führten sie aus, nach bestem Wissen und Gewissen. Darüber nachzudenken erschien ihnen überflüssig. Das Denken besorgte SALOMON 76 als ihr oberster Dienstherr. Kein Zweifel rührte sie an.

Im Gegenteil: gerade der Umstand, daß sie von einer Verhaftung zur anderen eilen mußten, bestätigte sie in ihrem Selbstgefühl. Die Gesellschaft brauchte sie, um sich von ihren Schädlingen und Parasiten zu reinigen; sie erfüllten eine wichtige und gerechte, ja geradezu heilige Funktion. Dank ihres unermüdlichen Einsatzes ging die Menschheit – in ihren Augen – einer herrlichen Zukunft entgegen. Gendarmen haben immer so gedacht und empfunden; die Geschichte beweist es.

Offenbar hatte man nicht mit einem Fluchtversuch meinerseits gerechnet: in der VEGA-Zentrale, die ich nach kurzem Flug erreichte, standen keine weiteren Häscher bereit. Es paßte wohl auch nicht in das Weltbild der Gendarmen, daß ich mich meiner Verhaftung dadurch entzog, daß ich zum Dienst flog; wahrscheinlich suchte man mich an tausend anderen Orten – nur dort nicht, wo ich war. In der Disposition erfuhr ich, daß sich die Crew bereits an Bord begeben hatte. Ich nahm die Flugorder in Empfang und bestieg einen Transporter, um zur Rampe zu fahren.

Die unmittelbare Gefahr schien gebannt. Der zweite Schritt mußte nun sein, in Moskau unterzutauchen und nach Verbündeten und Gesinnungsfreunden Ausschau zu halten.

Einen Verbündeten besaß ich bereits: Captain Grischa Romen mit seinem ungebärdigen Zigeunerherzen. Früher als ich hatte er den Wahnsinn erkannt – als ich noch nicht bereit gewesen war, ihm zu glauben.

Und es war erforderlich, Professor Kalaschnikow zu finden – um ihn entweder mittels Überzeugung oder auch mittels Zwang dazu zu veranlassen, SALOMON 76 zu überprüfen. Niemand außer ihm war dazu in der Lage; sämtliche Konstruktionspläne waren nach der Inbetriebnahme – um späteren Manipulationen vorzubeugen – vernichtet worden.

Mein Fluchtplan war einfach. Kurz vor Moskau, so hatte ich beschlossen, wollte ich auf freiem Feld eine Landung unternehmen, um bei der Gelegenheit selbst von Bord zu gehen. Captain Romen mochte die *Ares I* dann ohne mich zur Übergabe in die Werft fliegen. Um ihn nicht als meinen Komplizen erscheinen zu lassen, würde ich den entsprechenden Befehl vor versammelter Mannschaft geben.

Es war ein heller, sonniger Vormittag. Die Cockpitscheiben der *Ares I* funkelten, der silberne Rumpf glänzte in makelloser Schönheit.

Ich verließ den Transporter und atmete in tiefen Zügen die würzige Luft der Freiheit ein. Ich war noch einmal davongekommen – und in wenigen Augenblicken würde ich vollends außer Reichweite meiner Verfolger sein.

Und wenn sie die ganze Strategische Raumflotte alarmieren sollten –: die *Ares I* würde ihnen davonfliegen.

»Alles in Ordnung, Sir?« – die übliche Frage des diensttuenden Fahrers.

»Alles in Ordnung.«

»Dann guten Flug, Sir, und Hals- und Beinbruch!«

Der Transporter schwebte fauchend auf, wendete und jagte davon. Zurück blieb der aufgewirbelte Staub.

Ein letztes Mal blickte ich zurück zu den mir vertrauten

Gebäuden der VEGA. Wann würde ich all das, was ich so sehr liebte, wiedersehen? Die Tage des untadeligen Commanders Mark Brandis gehörten schon der Vergangenheit an. Fortan würde es nur noch den rechtlosen Flüchtling geben, den einsamen Kämpfer im Untergrund – für die Öffentlichkeit den gejagten Verbrecher, den geächteten Desperado außerhalb des Gesetzes.

Der Abschied währte nicht lange. Ich straffte mich und schickte mich an, an Bord zu gehen.

Ich kam nicht weit.

Der Außenlautsprecher des Schiffes dröhnte auf einmal auf. Ich erkannte Captain Romens Stimme: »Sir, bringen Sie sich in Sicherheit!«

Nie in meinem Leben hatte ich mich so gründlich, so verhängnisvoll geirrt. Das Maß, mit dem ich meine Verfolger maß, war immer noch das alte, gewohnte – jenes aus Erfahrungen gefügte Maß, das in den Gendarmen unzulängliche Menschen sah. Ihnen hätte ich möglicherweise entkommen können, doch einem SALOMON 76 entkam man nicht so ohne weiteres. Er hatte die Fahndung nach mir selbst in die Hand genommen – und mit untrüglicher Intelligenz den Schritt, den zu tun ich im Begriff stand, vorausgeahnt.

Die Gendarmen waren bereits an Bord. Captain Romens Warnung kam zu spät.

Mit vorgehaltener Waffe erschienen zwei Polizisten in der Schleuse, gefolgt von einem Kriminalbeamten im üblichen grauen Zivil.

»Commander Brandis, auf Befehl von SALOMON 76 erkläre ich Sie für verhaftet! Leisten Sie keinen Widerstand! Es wäre zwecklos.«

Die Falle war geschickt aufgebaut worden; nun schnappte sie zu. Meine Flucht, kaum begonnen, war bereits beendet.

Ich hatte nicht mit Lieutenant Stroganow gerechnet, nicht

damit, daß er sich nun, in diesem Augenblick, auf eine höchst spontane Art mit mir verbünden würde. Auf einmal stand er hinter den beiden Polizisten und umklammerte sie mit seinen mächtigen Armen.

»Sir«, schrie er, »hauen Sie ab!«

Mit diesem Beweis seiner Treue und Ergebenheit gab er mir eine letzte Chance. Daß er sich damit selbst in Schwierigkeiten brachte, schien ihn nicht zu kümmern.

In seinen Adern floß das Blut sibirischer Verbannter, das Blut von Leuten, die stets auf der Seite des Verfolgten gestanden hatten.

Ich wirbelte herum – bereit, zum zweiten Mal an diesem Tag um mein Leben und um meine Freiheit zu laufen.

Es war vergebens. Weder Captain Romens noch Lieutenant Romens Mut und Treue vermochten mich zu retten.

Aus der Falle führte kein Weg hinaus.

Hinter den Gerüsten hervor brach ein halbes Dutzend Polizeitransporter. Innerhalb weniger Sekunden war ich eingekreist.

»Stehenbleiben, Commander! Stehenbleiben – oder wir schießen!« Ich hielt an und hob die Hände.

Niemand, der dieses chaotische Jahr 2067 nicht selbst miterlebt hat, wird je nachempfinden können, was in dieser Minute in mir vorging. Immer wieder werde ich von jungen Menschen gefragt: Warum haben sich damals Hunderttausende von Menschen verhaften, abführen und verurteilen lassen, ohne sich dagegen aufzulehnen?

Die Antwort ist nicht einmal kompliziert. Man mag meinen Fall zum Beispiel nehmen.

Subjektiv gesehen, war ich unschuldig, das heißt ich verfügte als ein Mensch, der sich in keiner Weise gegen das geltende Recht vergangen hatte, über ein gutes und sauberes Gewissen.

Objektiv gesehen, machte mich diese Verhaftung bereits zu

einem ertappten und überführten Verbrecher. Mochte es hier und da gleich Captain Romen und mir einige einsame Zweifler geben – in den Augen der Massen bekam ich lediglich zudiktiert, was ich verdiente.

Eine solche Erkenntnis ist lähmend – speziell für einen Menschen, dem die Achtung vor dem Gesetz Leitfaden seines Lebens war.

Es ist leicht zu rebellieren, wenn man von der Gunst der Masse und der Stunde getragen wird; dann vermag man sogar mit einem Schrei des Triumphes auf den Lippen für seine Wahrheit zu sterben. Von Gleichgültigkeit und Unverständnis umgeben, endet das heißeste Aufbegehren in Resignation.

Als die Polizisten mir Handschellen anlegten, gab ich mich verloren. Ich war so tief erschüttert, dem Gefühl der Schande so ausgeliefert, daß ich zu keinem Widerstand mehr fähig war – selbst wenn sich dazu eine Gelegenheit geboten hätte.

Später erfuhr ich, daß es vielen anderen, die zu den Opfern des *Jahres der Computer* zählten, ebenso ergangen war. Sie fügten sich in ihr Los, weil die Verhaftung in ihnen Zweifel an sich selbst wachrief.

Nur so ist es zu erklären, daß ich – ein Mensch immerhin, der im Bürgerkrieg und auf zahlreichen Expeditionen seinen Mann gestanden hat –, statt mich zu wehren, statt lautstark zu protestieren, mich auf das Ergründen des Sachverhaltes verlegte. Im Geist bereitete ich schon meine Verteidigung vor – als ob es gegen SALOMON 76 je eine wirksame Verteidigung gegeben hätte, als ob je einer, der in seine Klauen geriet, mit einem Freispruch nach Hause gegangen wäre.

»Wer leitet diese Aktion?«

»Ich, Commander.« Einer der graugekleideten Zivilisten trat vor. Ich blickte in ein kühles, intelligentes Jägers Gesicht.
»Kommissar Heyde, Sir.«

Die Korrektheit der Anrede, die er mir zuteil werden ließ,

veranlaßte mich zu einer falschen Schlußfolgerung.

Ich sah in ihm einen Menschen, mit dem es sich reden läßt – und begriff erst hinterher, daß korrektes Auftreten seit jeher zu den Tugenden eines guten Polizisten gehört.

»Kommissar«, sagte ich, »sind Sie sich überhaupt sicher, daß hier kein Irrtum vorliegt?«

Kommissar Heyde runzelte die Stirn.

»Sir«, sagte er kühl, »ich verhafte nie den falschen Mann.«

»In diesem Fall«, fuhr ich hartnäckig fort, »möchte ich doch wenigstens erfahren, was gegen mich vorliegt?«

Kommissar Heyde warf mir einen erstaunten Blick zu.

»Eigentlich, Commander«, erwiderte er, »sollten Sie das am besten wissen. Aber um dem Gesetz Genüge zu tun, will ich Ihre Frage beantworten – mit dem Hinweis, daß fortan jedes Wort, das Sie sprechen, gegen Sie verwendet werden kann. Der Haftbefehl gegen Sie wurde erlassen wegen Verschwörung gegen die Justiz.«

Ich fühlte auf einmal kalten Schweiß auf der Stirn. Diesmal hatte SALOMON 76 mit seiner Anklage ins Schwarze getroffen. Von einer Verschwörung im herkömmlichen Sinn konnte nicht die Rede sein – aber in Gedanken hatte ich mit ihrem Aufbau bereits begonnen.

Kommissar Heyde überprüfte den Sitz meiner Handschellen.

»Noch etwas, Commander?«

»Nichts«, sagte ich mit trockenem Mund.

Er schlug mir auf die Schulter.

»Mehr als den Kopf kann's nicht kosten! Und vielleicht pakt Grün Sie ja 'raus – auch wenn ich persönlich nicht darauf wetten würde.«

Captain Romen, Iwan Stroganow, William Xuma, Jan Minkowski, Konstantin Simopulos, Antoine Mercier und Sergeant Per Dahlsen wurden von den Polizisten herbeigeführt. Zu meiner Bestürzung sah ich, daß auch ihre Hände gefesselt

waren.

Bevor man uns, mich zuerst, in einen vergitterten Transporter stieß, wandte ich mich noch einmal um.

»Kommissar ...«

»Commander?«

»Ich möchte wissen, was gegen meine Leute vorliegt!«

»Das gleiche wie gegen Sie. Verschwörung gegen die Justiz.«

Plötzlich stemmte ich mich mit aller Gewalt gegen das Verladen.

»Kommissar«, schrie ich, »das ist doch heller Wahnsinn!

Diese Männer haben mit dem, was ich plante, nicht das mindeste zu tun!«

Kommissar Heyde schnalzte leicht mit der Zunge.

»Sir«, sagte er erheitert, »all das können Sie bei SALOMON 76 vorbringen, wenn es soweit ist. Ich führe nur aus, was mir aufgetragen wird.«

Die Polizisten griffen kräftiger zu und stießen mich kopfüber in den Transporter. Ich fiel auf den Bauch. Es war beschämend, demütigend – und irgendwie immer noch unbegreiflich. Ein böser Traum schien sich meiner bemächtigt zu haben – ein böser Traum, aus dem ich lediglich erwachen mußte, um alles ungeschehen zu machen. (Auch dies deckt sich mit dem, was mir später die anderen Opfer berichteten.) Captain Romen, der gleich nach mir eingestiegen war, streckte mir seine gefesselten Hände entgegen. Mit seiner Hilfe richtete ich mich auf.

»Sir«, sagte er beschwörend, »streiten Sie nicht mit diesen Leuten! Es bringt nichts ein. Sie sind felsenfest davon überzeugt, das Richtige zu tun. Die ganze Menschheit ist von diesem Wahnsinn befallen.«

Captain Romens Mahnung brachte mich zu mir. Der Schock, den die Verhaftung bei mir ausgelöst hatte, war überwunden. Ernüchterung stellte sich ein. Plötzlich ärgerte ich mich über

mich selbst.«

»Ja«, sagte ich. »Doch Sie zum Glück nicht! Und ich bin auch geheilt. Wie aber ist es um die anderen bestellt?«

Lieutenant Mercier machte sich zum Sprecher der Crew.

»Um uns, Sir, machen Sie sich nur keine Sorge. Wir werden diese unsinnige Anklage in Fetzen reißen!«

Er und der Rest der Crew waren lediglich verunsichert.

Ihr Glaube an SALOMON 76 war unerschüttert geblieben. Sie setzten ihre Hoffnung auf einen fairen Prozeß.

Oder sollte ich mich täuschen? Aus irgendeinem Grund legte Lieutenant Stroganow warnend den Finger vor den Mund, wobei er mir bedeutungsvoll zublinzelte.

Der Transporter setzte sich in Bewegung.

11.

Ursprünglich war das Gebäude eine sturm- und seefeste Unterkunft für den Voraustrupp der Erbauer von Metropolis gewesen. Danach hatte es noch eine Weile als Speicher gedient und schließlich jahrzehntelang leergestanden: eine betonierte Festung, die an die hektischen Pioniertage erinnerte.

Zum Zuchthaus umgebaut wurde es erst unter dem blutigen Regime der *Reinigenden Flamme*, kurz vor Ausbruch des Bürgerkrieges, als der texanische General Smith auf dem Höhepunkt seiner Macht stand. Auf sein Geheiß hin diente es als Silo für mißliebige Intellektuelle, die dort von zugleich findigen wie skrupellosen Ärzten einer geistigen und charakterlichen Umerziehung unterworfen wurden: teils durch Drogen, teils durch mechanische Eingriffe in das Gehirn.

Damals erhielt das Gebäude den Namen REHABILITA-

TION, und auch als das Regime der Reinigenden Flamme längst hinweggefegt war, blieb der hohnvolle Name an dem Gebäude haften. Man wandelte es um in ein Museum: zur Erinnerung an die unzähligen Opfer einer unseligen Zeit.

Nun diente es wieder als Zuchthaus – oder, richtiger gesagt, als Auffanglager für die Inhaftierten bis zu deren Aburteilung und als Umschlagplatz für die menschliche Fracht zu den Stätten ihrer Verbannung beziehungsweise Hinrichtung.

Dazu, um es wieder in den Dienst des Gesetzes zu stellen, hatte nicht viel gehört. Die Anhänger des Generals Smith waren wahre Meister in Fragen der Menschenverwahrung gewesen; der feuchte, modrige, bunkerähnliche Bau galt als hundertprozentig ausbruchssicher.

Die Wiederinbetriebnahme von REHABILITATION erfolgte, wie ich später erfuhr, auf direkte Weisung von SALOMON 76, nachdem eine Hochrechnung ergeben hatte, daß die normalen Gefängnisse der großen Verhaftungswelle nicht gewachsen sein würden. Die zuständigen Behörden hatten nichts Eiligeres zu tun, als der Weisung Folge zu leisten. Lediglich bei der Rekrutierung des erforderlichen Wachpersonals zeigten sie sich überfordert; reguläre Polizeieinheiten übernahmen den undankbaren Dienst.

In dieses düstere, fensterlose Gebäude lieferte man uns ein.

Dies war der Hintergrund der neuen Justiz, in der sich angeblich alle rechtlichen Erkenntnisse der Menschheit vereinigten.

Das Zuchthaus REHABILITATION war überfüllt. SALOMON 76 und seine Tochtercomputer liefen auf Hochtouren. Stündlich rollten neue Transporter mit Verhafteten in den Hof. Sämtliche Zellen quollen über. Diesem Umstand ist es wohl in erster Linie zu verdanken, daß ich und meine Mannschaft nicht auseinandergerissen wurden. Man stopfte uns allesamt in einen Raum, der ursprünglich wohl für einen einzigen Menschen

berechnet gewesen war, verriegelte hinter uns die Tür und überließ uns vorerst uns selbst.

Ich hatte mich so weit wieder gefaßt, daß ich imstande war, eine kleine Ansprache zu halten.

»Gentlemen, es scheint, daß ich an Ihrem Unheil nicht ganz unschuldig bin. Ich gebe zu – auch auf die Gefahr hin, daß alles, was ich hier sage, abgehört und registriert wird –, daß es in der Tat meine Absicht war, eine Art von Verschwörung gegen SALOMON 76 ins Leben zu rufen. Hierfür, für diese Absicht, übernehme ich die volle Verantwortung. Niemand von Ihnen war je von mir diesbezüglich ins Vertrauen gezogen worden: dies werde ich aussagen, und in diesem Sinne sollten auch Sie Ihre Aussagen abfassen. Ich bin davon überzeugt, daß SALOMON 76 Sie freisprechen wird.«

Nach diesen Worten setzte ich mich in eine Ecke. Alles Erforderliche war gesagt. Nun wollte ich in Erwartung des Verfahrens und des Urteils mit meinen Gedanken allein sein.

Auf das, was nun geschah, war ich nicht gefaßt – nicht darauf, daß Captain Romen, statt das ihm zugeworfene Rettungsseil mit beiden Händen zu ergreifen, kaltblütig antworten würde:

»Sir – auf die Gefahr hin, daß man meine Worte mitschneidet –: Ich kann mich mit dem, was Sie soeben ausführten, nicht einverstanden erklären. Sie behaupten, es hat eine solche Verschwörung nicht gegeben – ich hingegen stelle fest, daß es sie gibt. Meine Hand darauf, Sir!«

Und Captain Romen streckte mir seine braune Zigeunerhand entgegen.

Ich zögerte.

»Captain, Sie reden sich um Ihren Kopf!«

Captain Romen lachte.

»Der ist sowieso verwirkt, Sir. Wenigstens möchte ich nun die Genugtuung haben, zu wissen, wofür er fällt. Ich stehe voll

und ganz auf Ihrer Seite.«

Nun hielt es mich nicht mehr. Ich griff zu. Ein fester Händedruck – und der Pakt war geschlossen.

Lieutenant Stroganow räusperte sich.

»Nun«, brummte er, »wenn das so ist – ich bin auch dabei! Das alte unzulängliche Rechtssystem war mir lieber.

Zum Teufel mit SALOMON 76!«

Und auch Lieutenant Stroganow drückte mir die Hand.

Der nächste war Lieutenant Xuma.

»Es ist nicht, weil man mich einsperrt, Sir. Irgendwas werde ich schon auf dem Kerbholz haben. Aber wenn man Sie einsperrt, Sir – dann mache ich nicht mehr mit.

Dieses Teufelsding muß endlich zur Vernunft gebracht werden!«

Nacheinander kamen sie alle zu mir, um mir die Hand zu drücken. Die Verschwörung nahm Gestalt an. In den Mauern von REHABILITATION formierte sich der Widerstand.

»Ich bin Ihr Mann«, sagte Jan Minkowski. »Ich habe da, was Villiers angeht, noch etwas wiedergutzumachen.«

Lieutenant Simopulos nahm Zuflucht zu einem Scherz: »Was bleibt mir übrig, Sir? Wenn schon die Polen mitmachen, kann ein Grieche unmöglich abseits stehen.«

Per Dahlsen hielt mir seine mächtige Pranke entgegen.

»Sie sind der Commander, Sir. Sie sagen, wann und wo ich zuschlagen soll. Den Rest besorge ich.«

Lieutenant Mercier hatte sich zurückgehalten. Nun schüttelte er den Kopf.

»Ich verstehe noch immer nicht, wie es dazu hat kommen können«, bemerkte er langsam, fast schleppend. »Immer habe ich geglaubt, es gibt nichts Höheres, nichts Vollkommeneres als die Technik. Und an eben dieser Technik gehen wir heute zugrunde.« Er schluckte. »Nein, nein, das ist nicht wahr! Wir gehen nicht an der Technik zugrunde. Es ist unser blinder

Glaube an die Technik, woran wir krepieren! Nicht SALOMON 76 ist schuld.

Ich bin schuld – und alle die andern, die ihn zu ihrem Götzen erhoben haben, diesen elektronischen Popanz, der nicht ganz richtig im Kopf ist. Sir, können Sie es mir verzeihen, daß ich je an der Schuldlosigkeit Ihrer Frau gezweifelt habe?»

Ich drückte Antoine Merciers Hand, lange und fest.

»Wir alle«, sagte ich, »haben uns schuldig gemacht. Und wir alle sollten versuchen, unsern Teil dazu beizutragen, die Menschheit von diesem Spuk zu erlösen.«

Heute, da ich zurückblicke, vermag ich zu sagen: dies, was sich in den Mauern von REHABILITATION zutrug, war der erste wesentliche Schritt auf dem langen Weg des Kampfes gegen SALOMON 76. Acht Menschen hatten sich zusammengefunden, die bereit waren, für ihre Überzeugung einzustehen. Und ein glücklicher Zufall wollte es, daß diese acht Menschen eine aufeinander eingespielte Schiffsbesatzung war: raumerfahren und im Kampf geschult.

Von SALOMON 76 war es ein Fehler, diese acht Menschen auf einen Schlag zu verhaften und ihnen somit die Augen über seine Fehlbarkeit zu öffnen. Und indem er diesen Fehler beging, wies er sich als das aus, was er war: kein übermenschliches Hirn, sondern ein bei aller Kompliziertheit doch simpler Apparat.

Jedoch: indem ich dies erwähne, greife ich den Ereignissen vor.

Einstweilen saßen wir hinter Kerkermauern und warteten auf unsere Verurteilung.

Jeder von uns überbrückte das unerträgliche Warten auf seine Weise – die meisten von uns, indem sie schliefen, Sergeant Dahlsen, indem er wieder und wieder die Zelle inspizierte, in der vergeblichen Hoffnung, auf eine schwache Stelle zu stoßen, durch die man hätte ausbrechen können. Doch

REHABILITATION war für die Ewigkeit gebaut; an Flucht war nicht zu denken.

Ich vertrieb mir die Zeit, indem ich im Geist alte Flüge unter den Sternen rekonstruierte. Ich brauchte lediglich die Augen zu schließen – und schon zog ich dahin im kalten, majestätischen Glanz fremder, nie betretener, unerforschter Welten. Meiner Phantasie waren keine Grenzen gesetzt. Oder ich dachte an Ruth O'Hara – nicht an jene, die mittlerweile als Gefangene auf dem Uranus weilte, sondern an die Gefährtin vieler stürmischer Jahre.

Wie oft hatte uns das Schicksal auseinandergerissen, um uns dann huldvoll wieder zusammenzuführen! Nichts, was zusammengehört, läßt sich auf Ewigkeit trennen. Es gibt kein stärkeres Element als die Liebe.

Grischa Romen beschäftigte sich mit seiner Mundharmonika. Man hatte sie ihm belassen – wohl, um sich großzügig zu zeigen.

Er spielte die alten, teils aufbrausenden, teils wehmütigen Zigeunerweisen, die zu hören ich nie müde wurde.

Manchmal glaubte ich, in der Ferne ein schwaches Echo zu hören – doch ich verwandte darauf weiter keine Aufmerksamkeit.

Es gab auch Stunden, in denen Captain Romen seiner Mundharmonika lediglich monotone Töne entlockte, ohne Melodie und Rhythmus. Sie hörten sich an wie Signale. Doch wem mochten sie gelten? Und wer mochte sie deuten, wenn selbst ich sie nicht verstand?

Einmal sprach ich Captain Romen daraufhin an.

»Was ist das? Ein neuartiger Morsecode?«

Captain Romen hob die Schultern und schüttelte die Mundharmonika aus.

»Es ist nichts, Sir, nichts von Bedeutung.«

Und er fuhr mit halbgeschlossenen Augen fort, als sei er in

Trance versunken, seiner Mundharmonika diese Signale ohne Bedeutung zu entlocken. Nie zuvor war ihm der Zigeuner so sehr anzusehen gewesen. Wie er dasaß und spielte, schien er mir fast glücklich zu sein – ein Mensch, der endlich zu sich selbst und seinem Ursprung zurückgefunden hatte. Wie mir meine Phantasie, so gab ihm seine Mundharmonika die Freiheit, nach der es ihn dürstete.

Wir verbrachten in der Zelle den ganzen Tag und die Nacht. Am andern Morgen begannen die Prozesse.

Als ersten holte man Sergeant Dahlsen. Zwei blau-uniformierte Polizisten nahmen ihn in die Mitte und führten ihn davon: *zur Verhandlung*, wie sie sagten.

Keine fünf Minuten später stießen sie ihn wieder in die Zelle.

»Erledigt! Der Nächste! Jan Minkowski!«

Sergeant Dahlsen war zum Tode verurteilt. Er erwähnte es nahezu beiläufig – so als hätte er nichts anderes erwartet.

Ein Todeskandidat war auch Lieutenant Minkowski, als er in die Zelle zurückkehrte. Er lächelte mit bleichen Lippen: »Zum ersten Mal weiß ich wirklich, wer ich bin: ein kriminelles Element, ein Feind der Menschheit! Freund SALOMON hat sich fast überschlagen vor Beschimpfungen. Ich habe mir nie träumen lassen, daß ein Computer so geifern kann.«

Zum Tode verurteilt wurden auch in der Reihenfolge ihrer Verhandlungen: Lieutenant Mercier, Lieutenant Simopulos, Lieutenant Xuma und Lieutenant Stroganow.

Captain Romen wurde geholt. Er steckte die Mundharmonika ein, nickte mir zu und ging. Als er bald darauf zurückkehrte, lachte er wie über einen guten Scherz: »Sie werden's kaum glauben, Sir – aber auf dem Stuhl da sitzt man herrlich bequem. Um ein Haar hätte ich ein Nickerchen gemacht.«

Auch Captain Romen war zum Tode verurteilt.

Die Reihe, vor SALOMON 76 hinzutreten, war an mir.

REHABILITATION verfügte über einen eigenen Tochter-

computer: Metropolis XV. Der *Verhandlungsraum* war die übliche graue, schalldichte Kabine mit dem elektronischen Sessel.

Die Polizisten forderten mich auf, mich zu setzen, schnallten mich fest und ließen mich dann allein. Eine einlullende, nahezu hypnotische Wirkung ging von diesem Sessel aus. Ich fühlte mich darauf gefangen und preisgegeben – aber doch auch auf magische Weise auf mich selbst zurückgeworfen. Einem Boxer im Ring mag es so ergehen – in jener Sekunde vor dem Niederschlag, inmitten einer tobenden, johlenden Menge, wenn ihn das Gefühl der absoluten Einsamkeit durchzuckt.

Weißes Licht fiel über mich her, grell und gleißend wie die Sonne. Ich war versucht, die Augen zu schließen, aber eine unerklärliche Kraft bewirkte, daß ich dazu nicht imstande war. Die Lider gehorchten nicht mehr meinem Willen. Das übliche Ritual begann.

Weiß erkundigte sich nach meinem Namen, gab die gegen mich aufgebaute Anklage bekannt und erkundigte sich sodann, ob ich mich schuldig bekennen wolle.

Auf diese Frage hatte ich gewartet. Ich war vorbereitet, alles, was es dazu zu sagen gab, lag in meinem Gedächtnis auf Abruf bereit.

»Nicht schuldig!« erwiderte ich. »Ich bitte um die Erlaubnis, meinen Standpunkt zu begründen. Sehen Sie, bei diesem Prozeß geht es letztlich gar nicht so sehr um mich.«

Weiß unterbrach mich.

»Ihre Begründung ist hinlänglich bekannt, Commander Brandis. Ich übergebe an Rot.«

Aber das ist doch Mord! wollte ich schreien. *Jeder Angeklagte hat das Recht zu einer Erklärung!* Ich bekam keinen Laut über die Lippen. Die gleiche unerklärliche Kraft, die mich daran hinderte, die Augen zu schließen, lahmte meine Stimme.

Der Computer schaltete um auf Rot, und eine gleichgültig scheppernde Stimme sagte: »Die Anklage hat das vorliegende Beweismaterial geprüft. Die Schuld des Angeklagten ist erwiesen. Ich übergebe an Grün.«

Grün, die Verteidigung, war meine letzte Hoffnung. Hier mußte alles das gespeichert sein, was zu meinen Gunsten sprach: meine Verdienste, mein guter Leumund, meine lauterer Absichten.

Grün erwies sich als ein schwächliches Flackerlicht.

»Angesichts der schweren Verfehlungen des Angeklagten verzichtet die Verteidigung auf ein Plädoyer. Sie bittet um ein gerechtes Urteil!«

Ich habe ein Recht darauf, angemessen verteidigt zu werden! schrie ich – und wieder war es wie zuvor. Kein Ton kam über meine Lippen.

Weiß übergab an SALOMON 76. Das Licht wurde noch gleißender, noch greller. Durch meine weitaufgerissenen Augen brannte es sich unerbittlich in mich hinein: Symbol der alles durchdringenden, alles durchschauenden Gerechtigkeit.

SALOMON 76 meldete sich:

»Mark Brandis, Sie sind ein minderwertiges Subjekt, ein Parasit am Leib unserer Gesellschaft! Ihr ganzes Sinnen und Trachten zielte daraufhin, die Völker der Drei Kontinente um ihre höchste Errungenschaft zu bringen. Für üble Elemente Ihres Schlages darf es keine Gnade geben.

In Übereinstimmung von Recht und Gerechtigkeit verurteile ich Sie daher zum Tod.«

Ich bäumte mich auf, zerrte an meinen Fesseln – doch es war bereits zu spät. Das Licht erlosch. Das Verfahren war abgeschlossen. Die Polizisten kehrten zurück und schnallten mich los.

»Zigarette?« fragte der eine.

Ich schüttelte stumm den Kopf.

»Hatten Sie anderes erwartet?« fragte der andere. »Bei uns bekommt jeder, was er verdient. Und wenn nicht einmal Grün ein gutes Wort für Sie einlegen konnte ...«

Für die Polizisten hatte alles seine Ordnung. Die Welt war noch nie so heil gewesen. Ihr Glaube an SALOMON 76 war unerschütterlich.

Lieutenant Mercier hatte vollkommen recht. Nicht an diesem tollgewordenen Stück Technik ging die Menschheit zugrunde, sondern an ihrem Glauben daran. Ob Inquisition, ob Judenverfolgung oder Stalins unseliger Archipel GULAG: stets stieß man auf den Glauben als treibendes Motiv. Man glaubte zu wissen, den Stein der Weisen in der Hand zu halten – als ob Glaube und Wissen je identische Begriffe gewesen wären.

Stumm folgte ich den Polizisten zurück in meine Zelle.

12.

Darüber, was es bedeutet, hinter Kerkermauern auf die Stunde der Hinrichtung zu warten, ist oft genug und gewiß meisterlicher, als ich es vermag, berichtet worden.

Die Literatur quillt über von solchen Schilderungen, und die Erinnerung an die unzähligen Menschen die – schuldig wie unschuldig – ihr Leben auf irgendeiner Richtstätte ließen, liegt wie ein düsterer Schatten über unserer Zivilisation. Diesen Berichten noch etwas hinzuzufügen ist müßig, und darum meine ich, die Schilderung dieses meines Lebensabschnitts auf einige wenige Sätze beschränken zu dürfen.

Das Urteil war gesprochen; daran war nicht mehr zu rütteln. So hieß es denn schlicht und einfach: Haltung wahren und den Mut nicht sinken lassen! Mochte es für uns auch keine

Hoffnung mehr geben, so blieb doch die trostvolle Gewißheit, daß irgendwann andere Männer und Frauen sich zu der gleichen Erkenntnis durchringen würden wie wir – um dann zu vollenden, was uns zu tun verwehrt blieb. Der menschliche Geist ist beeinflussbar – doch immer wieder bricht eine Stunde an, in der er sich selbst erkennt, die Fesseln sprengt und einer Wahrheit zum Sieg verhilft. In jedem andern Fall wäre die Menschheit auf der moralischen Entwicklungsstufe des Neandertalers stehengeblieben.

Das Warten auf den gemeinsamen Tod hatte auch seine gute Seite. Waren wir bisher lediglich eine aufeinander eingespielte Crew gewesen, so schlossen wir uns nun mehr und mehr zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammen –: auch dies ein psychologischer Faktor, auf den SALOMON 76 nicht programmiert war. In seinem Elektronenhirn gab es keinen Raum für Gefühle. Und aus eben diesem Grund muß man mit allem Nachdruck allen jenen Historikern widersprechen, die ihn – wohl um sich selbst zu entlasten – nachträglich mit dämonischen Fähigkeiten auszustatten trachten.

SALOMON 76 war alles andere als ein Dämon. Er verfügte über keinerlei übermenschliche Eigenschaften.

Zwischen Gut und Böse zu unterscheiden war ihm nicht gegeben. Er war lediglich ein gestörter Mechanismus. An sich war er machtlos. Was ihm Macht verlieh, war der menschliche Gehorsam – so daß meines Erachtens jene Gruppe von Historikern der Deutung des Phänomens am nächsten kommt, die von einer Umkehrung der Werte spricht und von der auf Fortschrittsgläubigkeit beruhenden Unterordnung des Menschen unter das Ding. In gewisser Weise also stellte das Jahr des Computers den Höhepunkt einer rein materialistischen Weltanschauung dar, die Krisis einer plötzlich akut gewordenen Erkrankung.

Auf einmal zeigte es sich mit erschreckender Deutlichkeit,

daß Gehorsam an sich noch keine Tugend ist. Gehorsam, der nicht mit der Vernunft gepaart und nicht durch das Gewissen gefiltert ist, degradiert den Menschen zum Roboter.

In die Monotonie der Tage brachte lediglich Captain Romens Mundharmonika etwas Farbe. Eines seiner Lieder blieb mir auf ewig in Erinnerung:

Feuer glimmt im kleinen Öfchen,
auf den Scheiten glänzen Tränen.
Und es bringt ins kalte Erdloch
mir dein Lächeln die Harmonika ...

Meist jedoch begnügte sich Captain Romen damit, seinem Instrument jene schon von mir beschriebenen seltsamen Töne zu entlocken, mit denen ich nichts anzufangen vermochte.

Was es damit auf sich hatte, sollte ich am vierten Tage des Wartens erfahren.

An diesem Tag wurde zu einer Stunde, da es niemand von uns erwartete, plötzlich die eiserne Klappe der Zellentür geöffnet. Flüchtig gewahrte ich eine blaue Uniform, hernach ein braunes Gesicht – und dieses Gesicht flüsterte: »He, ihr! Wo steckt der verdammte Zigan?«

»Meinst du mich?« Captain Romen war bereits auf den Beinen. Er lachte über das ganze Gesicht. »Wenn mich nicht alles täuscht, bist du selbst ein verdammter Zigan.

Aber, hol's der Teufel, mich freut's, dein braunes Gesicht zu sehen!«

Der Polizist legte warnend einen Finger vor den Mund.

»Nicht so laut, Bruder. Wenn man auf mich aufmerksam wird, ist alles verloren.«

Captain Romen murmelte ein »Verzeihung, Sir«, trat über meine ausgestreckten Beine hinweg und näherte sich der Tür.

»Du hast meine Botschaft verstanden?«

»Als Zigeuner hat man feine Ohren.«

»Und ein Zigeuner läßt keinen Zigeuner im Stich!«

»So ist es, Bruder. Was ich für dich tun kann, wird getan.
Mein Wort darauf.«

»Nicht nur für mich.« Captain Romen schüttelte den Kopf.

»Wenn es um die Freiheit geht, ist jeder Mensch ein Zigeuner.
Ich und meine Kameraden, der ganze Stamm, brauchen deine
Hilfe.«

»Du bist verrückt, Bruder!« sagte der Polizist. »Seh' ich so
aus, als ob ich zaubern könnte? Einen könnte ich vielleicht
'rausschleusen, mit mehr Glück als Verstand. Doch alle acht-
das ist unmöglich!«

»Mit andern Worten«, sagte Captain Romen fest, »ich kann
auf dich nicht zählen? Geh und schäm dich! Für mich bist du
kein Zigan!«

Der Polizist schnaubte entrüstet.

»Ich gab dir mein Wort. Also gut – was soll ich tun?«

Captain Romen warf mir einen raschen Blick zu. Ich
verstand: ich sollte mich in das Gespräch nicht einmischen.

Dies war eine Sache unter Brüdern.

»Erst einmal – wann sollen wir hingerichtet werden?«

»Morgen«, antwortete der Polizist.

»Und wo?«

»Da, wo neuerdings alle hingerichtet werden – auf
TRABANT IX.«

»Das ist doch diese aufgegebene Raumstation – oder?«

»Aufgegeben?« Der Polizist lachte auf. »Bruder, die Station
ist grundüberholt. Jeden Tag sterben da mindestens hundert
Menschen. Du hast ja keine Ahnung, wie die Zeiten sich
geändert haben.«

Captain Romen schwieg und dachte nach. Schließlich sagte
er: »Und wann sollen wir dorthin überführt werden?«

»Mit dem nächsten Transport, heute abend.«

»Gut«, sagte Captain Romen, »das ist unsere Chance.«

»Ihr werdet gefesselt sein!« mahnte der Polizist.

Captain Romen nickte.

»Das habe ich bereits bedacht. Du wirst uns den Schlüssel besorgen.«

»Gemacht!« sagte der Polizist. »Aber dann sind da noch immer die Wachen. Bruder, stell dir das Entkommen nicht zu einfach vor!«

Captain Romen nickte erneut.

»Dies, Bruder, habe ich auch schon in Rechnung gestellt.

Wir brauchen eine Waffe!«

»Auch das!« sagte der Polizist. »Aber was weiter? Man wird euch jagen wie acht tollwütige Kaninchen. Die haben doch alle den salomonischen Tick.«

Captain Romen lächelte.

»Und du hast ihn nicht?«

Der Polizist machte ein entrüstetes Gesicht.

»Ich bin Zigeuner. Es ist schon erbärmlich genug, daß ich diese Uniform trage. Aber vor so einem Automaten auf den Knien zu liegen – das geht zu weit! Ich halte mich an das Gesetz, solange's mir paßt – und wenn's mir nicht mehr paßt, dann pfeif ich drauf! Bruder, wenn man als freier Mensch nicht mehr leben darf – was ist dann das ganze Leben noch wert?«

»Nichts, Bruder!« antwortete Captain Romen. »Und deshalb verlassen wir uns auf dich.«

»Auf mich könnt ihr zählen!« sagte der Polizist. »Aber ich fürchte, ihr werdet nicht weit kommen.«

»Vielleicht nicht, vielleicht doch«, meinte Captain Romen. »Und deswegen wirst du uns noch einen dritten Dienst erweisen, Bruder. Du wirst feststellen, ob die *Ares I* noch auf der Rampe steht.«

Die Augen des Polizisten funkelten.

»Das ist ein Ding!« sagte er anerkennend. »Unter den

Sternen können sie euch lange suchen!«

Das braune Gesicht zog sich zurück, die eiserne Klappe rastete ein.

Captain Romen wandte sich an mich.

»Mir scheint, Sir, wir können ungehindert reden. Was halten Sie davon? Etwas Besseres wollte mir in der Eile nicht einfallen.«

Ich stand auf und schloß Captain Romen in die Arme.

»Was ich davon halte, Captain? Ich halte sehr viel davon.

Und selbst wenn wir scheitern – dann wird es wenigstens eines Tages von uns heißen: Sie haben nicht aufgegeben.«

In diesem Sinne äußerten sich auch meine Lieutenants und Sergeant Dahlsen. Niemand wollte zurückstehen.

Das Risiko der geplanten Flucht lag auf der Hand – und doch war es dem sicheren Tod auf TRABANT IX vorzuziehen. SALOMON 76 sollte seine Lektion bekommen: Ein Mensch ist kein Schlachtvieh.

»Captain«, fragte Iwan Stroganow, nachdem alles bereits abgesprochen war, »wieso haben Sie eigentlich gewußt, daß in diesem Gefängnis ein Zigeuner beschäftigt ist?«

»Ja«, erkundigte sich auch Lieutenant Simopulos, »wie sind Sie darauf gekommen? Diese Erklärung sind Sie uns noch schuldig, Captain!«

Captain Romen lachte.

»Die Welt ist voller Zigeuner!« sagte er. »Man muß nur beharrlich genug nach ihnen rufen – dann stellen sie sich ein. Und wie Sie sehen, meine Herren – die alte Bruderschaft der Zigeuner hat doch etwas für sich.«

Ich schwieg. Ich dachte an die langen Jahrhunderte, in denen Menschen meiner Hautfarbe und meiner Rasse auf die Zigeuner herabgeblickt hatten wie auf minderwertige Wesen, in denen sie, die Seßhaften, das fahrende Volk der Geiger und Kesselflicker drangsaliert und verfolgt hatten – mit dem ganzen

Hochmut ihres Glaubens, etwas Besseres und Wertvolleres zu sein. Und Reste dieses unseligen Hochmuts waren zweifellos noch immer vorhanden. Warum wäre es sonst so schwierig gewesen, Romens Ernennung zum Captain durchzusetzen? Er war ein hervorragender Pilot. Mit einer weißen oder schwarzen Haut hätte er es gewiß leichter gehabt, Karriere zu machen. Zigeunern gegenüber bewahrte jedoch selbst ein so weltoffener Verein wie die VEGA ein gewisses Mißtrauen.

Und nun, auf einmal, waren es ausgerechnet zwei Zigeuner, die inmitten einer vom Wahnsinn befallenen Menschheit die Dinge beim rechten Namen nannten! Die Skepsis saß ihnen im Blut. Sie, die immer auf der Hut hatten sein müssen, waren gegen SALOMON 76 gefeit.

Weil sie den Wert der Freiheit nicht nur kannten, sondern in sich trugen, verweigerten sie der falschen Obrigkeit den Gehorsam.

Captain Romen zog seine Mundharmonika hervor und spielte:

Drei Zigeuner sah ich einmal
sitzen unter einer Weide ...

Und ich saß da und dachte an Ruth O'Hara.

Eines Tages würde ich sie holen.

Zuvor jedoch mußte ich mit Professor Kalaschnikow gesprochen haben – dem einzigen Menschen, der diesem Irrsinn Einhalt gebieten konnte.

Eine gute Stunde mochte vergangen sein – dann tat sich die eiserne Klappe zum zweiten Mal an diesem Tag auf.

Das braune Zigeunergesicht des Polizisten zeigte sich.

»Schnell!« sagte er. »Sie kommen euch gleich holen. Hier habt ihr alles, was ihr braucht.«

Mit diesen Worten reichte er Captain Romen einen Schlüssel

und eine kurzläufige Laserpistole.

»Danke, Bruder!« sagte Captain Romen. »Eines Tages soll es dir vergolten werden.«

Den Schlüssel steckte er ein, die Waffe reichte er an mich weiter. Ich überprüfte sie. Die Energiekammer war aufgeladen. Auf kurze Entfernung war die Pistole ein verheerendes Instrument. Ich verwahrte sie in meinem Stiefelschaft. Kühl und hart preßte sie sich gegen meinen Schenkel.

»Und nun noch eins, Bruder!« sagte Captain Romen rasch. »Wie steht es mit einem Schiff?«

Der Polizist zog sein braunes Gesicht zurück. Offenbar überzeugte er sich, daß ihm noch Zeit genug blieb, uns die gewünschte Auskunft zu geben.

»Die *Ares I* steht noch auf dem Gelände«, flüsterte er schließlich. »Die Überführung mußte verschoben werden. Man fand keine geeignete Crew. Und nun – Gott mit euch, Brüder! Mehr konnte ich für euch nicht tun.«

Die Klappe rastete ein.

Diesem Zigeuner, den ich niemals mehr wiedersah, von dem ich nicht einmal den Namen weiß, habe ich bis auf den Tag ein ehrendes Andenken bewahrt. Er hatte uns seine Brüder genannt – und dies zu einer Zeit, in der jeder andere Mensch sich im Brustton der Überzeugung lossagte von seinem inhaftierten Bruder, Vater oder Sohn. Und mehr noch: um uns zu helfen, hatte er sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt. Was mag aus ihm geworden sein? SALOMON 76 verfügte über eine phänomenale Kombinationsgabe.

Einige Minuten später erschien die bewaffnete Eskorte.

Ein letztes Mal wurden unsere Namen mit denen auf der Liste verglichen, dann rasteten die Handschellen ein.

»Fertigmachen zum Abtransport!« hieß es. Und: »Einer nach dem andern! Es herrscht Sprechverbot!«

Im Hof wartete ein großer grauer Helikopter. Wir stiegen

wortlos ein. Die Eskorte – fünf schwerbewaffnete Polizisten unter dem Kommando eines bereits ergrauenden Hauptmanns – folgte. Der Helikopter schwebte auf.

Hoch über REHABILITATION zog er eine Schleife, dann nahm er Kurs auf den Flughafen. Ich blickte hinab auf die Stadt, die ich so sehr liebte. Würde es mir je vergönnt sein, sie wiederzusehen? Eine Frage ohne Antwort.

Die Polizisten unterhielten sich halblaut über dienstliche Angelegenheiten. Ihren Worten ließ sich entnehmen, daß man ihnen die freien Tage gestrichen hatte. Die Verhaftungswelle raste ungebrochen weiter durch das Land.

Ich betrachtete ihre Gesichter: normale menschliche Gesichter. Und dahinter: normale menschliche Empfindungen und Wünsche – nach etwas mehr Ruhe, nach einem Urlaub mit Frau und Kind, nach einer Nacht voller Schlaf. Nein, diese Polizisten waren keine Roboter; es waren schwer arbeitende Männer, die ruhigen Gewissens ihre Pflicht taten. Sie bekamen ihre Befehle, und sie führten sie aus. Was kümmerte es sie, daß ihr oberster Dienstherr kein Wesen aus Fleisch und Blut war? Sie waren zum Gehorsam erzogen.

Was wußte ich wirklich von ihnen? Vielleicht empfanden sie sogar so etwas wie Mitleid mit uns – freilich, ohne sich das anmerken zu lassen. Andererseits würden sie nicht zögern, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, falls unser Plan mißlang.

Captain Romen stieß mich an: eine fast unmerkliche Berührung. Tief unter uns waren die Gebäude, Hangars und Rampen der VEGA in Sicht gekommen. Der Helikopter bog nach Norden ab.

Dies war der entscheidende Augenblick. Einen anderen wie diesen würde es für uns niemals wieder geben. Alles hing davon ab, wie sich die Polizisten verhalten würden.

Sergeant Dahlsen saß dem Polizeihauptmann am nächsten. Er schien zu dösen: dem äußeren Anschein nach ein Mann, der

sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte. In Wirklichkeit war er hellwach und wartete auf mein Zeichen.

Ich zog die kurzläufige Pistole aus dem Stiefelschaft und warf.

Sergeant Dahlsen fing sie mit seinen gefesselten Händen im Flug auf und setzte sie dem Polizeihauptmann auf die Brust.

Die Augen des Hauptmanns weiteten sich. Er hatte begriffen. Der erste Akt der Überrumpelung war gelungen.

Nun galt es, schnell und entschlossen das ganze Stück zu Ende zu spielen, bevor die lautlose Drohung an Wirkung verlor.

»Hauptmann«, sagte ich, »es dürfte Ihnen klar sein, daß wir nichts mehr zu verlieren haben. Eine falsche Bewegung Ihrer Leute – und Sie sind ein toter Mann! Entscheiden Sie also selbst, was Ihre Männer tun oder lassen sollen!«

Der Hauptmann schien mit sich zu ringen. Sergeant Dahlsen verstärkte den Druck auf seine Brust. Das half.

Der Hauptmann beschloß, kein Held zu sein.

»Gut«, keuchte er, »gut, Sie haben für den Moment gewonnen!«

Der Hauptmann fürchtete um sein Leben. Ein rascher Blick hinüber zu Sergeant Dahlsen enthüllte mir, daß er dazu auch allen Grund hatte. Unser Schiffskoch hielt die Waffe mit fester, sicherer Hand – entschlossen, die unausgesprochene Drohung wahrzumachen, falls man ihn dazu zwang.

»Manchmal«, wandte ich mich wieder an den Hauptmann, »kommt es einzig und allein auf diesen Moment an. Sie sind unser Gefangener, Hauptmann. Ich wiederhole, daß wir nichts mehr zu verlieren haben. Sollte es zum Kampf kommen, sind Sie der erste, der stirbt. Andererseits – wenn Sie sich fügen, haben Sie mein Wort, daß Ihnen und Ihren Männern nichts geschehen wird. Wir sind keine Gangster.«

»Ihr Wort!« Der Hauptmann begehrte noch einmal auf.

»Und darauf soll ich mich verlassen?«

»Auch wenn es Ihnen schwerfällt«, sagte ich kühl. »Sie haben keine andere Wahl.«

Der Hauptmann senkte den Blick. Seine Kapitulation war vollständig.

Captain Romen schloß seine Fesseln auf, erhob sich und entwaffnete die Polizisten. Nicht einer von ihnen widersetzte sich. Lediglich ihre wütenden Augen verrieten, was sie am liebsten mit uns getan hätten.

Als wir im Besitz aller Waffen waren, atmete ich auf. Der Helikopter war praktisch in unserer Gewalt, und wir hatten dies erreicht, ohne auch nur einen Tropfen Blut zu vergießen.

Captain Romen trat an mich heran.

»Und nun, Sir«, sagte er munter, »darf ich Sie um Ihre Pfötchen bitten! Es lebt sich wirklich besser, wenn man sich nach Herzenslust wieder bewegen kann.«

Meine Fesseln fielen, desgleichen die der anderen. Wir waren frei.

Wie lange mochte diese Freiheit anhalten? In Metropolis gab es keinerlei Zuflucht für uns. Ein erster Handstreich mochte uns gelungen sein, doch die Zeit arbeitete gegen uns. Falls der Pilot bemerkt hatte, was hinter seinem Rücken, in der Kabine, vorging, vibrierte der Äther längst von seinen Notrufen.

Um uns diese Freiheit zu verschaffen, hatte Captain Romen das Seine getan. Nun lag es an mir, die Führung zu übernehmen. Die Crew wartete auf die Befehle ihres Commanders.

»Lieutenant Stroganow, Sie übernehmen den Piloten!

Wir landen neben der *Ares I*.«

»Aye, aye, Sir!« Mein unverwüstlicher Navigator blühte sichtlich auf. »Wir landen neben der *Ares I*.«

»Captain Romen, Sie halten sich bereit, das Steuer zu übernehmen, sollte es mit dem Piloten Schwierigkeiten

geben!«

»Aye, aye, Sir!« Captain Romen strahlte. »Wir werden die Kiste schon 'runterbringen, Sir.«

Die Überrumpelung des Piloten vollzog sich im Handumdrehen. Captain Romen riß die Tür zum Cockpit auf, und Lieutenant Stroganow zwängte seine breiten Schultern an ihm vorüber und richtete seine Beutewaffe auf den Kopf des Piloten.

Im allgemeinen war der grauhaarige Sibiriak ein sanfter, umgänglicher Mensch, geprägt von der erhabenen Einsamkeit der Sterne, in der er mehr und länger als jeder andere der Crew daheim war. Nun jedoch war er verwandelt: das Blut der Taigajäger brach in ihm durch.

»Brüderchen!« Lieutenant Stroganows dunkler Baß grollte. »Wir machen jetzt einen kleinen Abstecher. Ich werde dir sagen, wie du zu fliegen hast – und du wirst gut daran tun, dich danach zu richten!«

Der Pilot drehte ein wenig den Kopf, schluckte und gehorchte.

»Also – wohin?«

»Zurück zur VEGA!«

»Die VEGA ist groß.«

»Rampe siebzehn. Und wenn ich bitten darf – ohne Tricks und ohne Zeitverlust.«

Auch der Pilot war Polizist; in erster Linie jedoch war er Pilot – und zwischen Piloten gibt es über alle Grenzen hinweg eine geheime Bruderschaft. Als er das Landeziel erkannte, den silbernen, lichtumflossenen Leib der *Ares I*, schnalzte er mit der Zunge.

»Jungs«, sagte er, »ich weiß ja nicht, was ihr ausgefressen habt – aber fast möchte ich euch Hals- und Beinbruch wünschen.«

Ich richtete mein Augenmerk wieder auf die Vorgänge in der

Maschine. Hier waren Befehle überflüssig. Sergeant Dahlsen, Lieutenant Mercier und die beiden Bordingenieure hatten die Polizisten achtern zusammengetrieben und hielten sie mit vorgehaltener Waffe in Schach. Lieutenant Simopulos war bereits damit beschäftigt, sie mit unseren Handschellen aneinanderzufesseln. Dabei piffte er fröhlich vor sich hin.

»Lieutenant Simopulos!«

»Sir?«

»Der Hauptmann kommt mit uns!«

»Aye, aye, Sir.«

Was weiter geschah, läßt sich mit wenigen Worten wiedergeben. Im Wettlauf mit der Zeit machten wir den ersten. Unangefochten landete der Helikopter am bezeichneten Ort, und wir sprangen hinaus. Bis zur *Ares I* waren es danach nicht einmal fünfzig Schritte. Wir legten sie im Laufschrift zurück.

Bevor ich an Bord ging, wandte ich mich noch einmal an den Hauptmann.

»Sie sehen«, sagte ich, »wir haben unser Wort gehalten.

Vielleicht vermerken Sie dies in Ihrem Rapport. Und nun machen Sie, daß Sie davonkommen!«

Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe Sie nicht!« murmelte er. »Wirklich, ich verstehe Sie nicht.«

Dann drehte er sich um und rannte zum Helikopter zurück. Mir scheint, er verstand es wirklich nicht, daß er und seine Polizisten so glimpflich davongekommen waren. Für wie gefährlich mußte er uns gehalten haben?

Wir bezogen unsere Stationen, und die Schleuse rastete ein.

Erst in diesem Augenblick, als ich mich, von festen Gurten umschlossen, auf meinem Sitz zurücklehnte, um Alle Stationen zu drücken, begann ich zu glauben, daß wir eine reelle Chance hatten. Wir verfügten über ein schnelles, kampfstarkes Schiff, und die Welt der Sterne war unser Element.

Die Klarschiff-Meldungen begannen einzutreffen, in der üblichen Reihenfolge. Wir hatten aufgehört, ein flüchtiger Räuberhaufen zu sein. Die gewohnte Borddisziplin setzte sich durch. Der nüchterne Alltag einer astralen Reise begann.

»Captain Romen!«

»Sir?«

»Triebwerk zünden!«

»Triebwerk zünden! Aye, aye, Sir.«

Lieutenant Simopulos meldete sich.

»RC an Brücke! Sir, wir bekommen Besuch. Es scheint sich um ein Rudel Zerstörer zu handeln.«

»Danke, RC! Behalten Sie den Pulk im Auge!«

Lieutenant Merciers Stimme erreichte mich.

»FK an Brücke, Sir, der Tower spielt verrückt. Er will wissen, was hier los ist.«

»Danke, FK! Bestellen Sie ihm einen Gruß – und er soll bei Gelegenheit einmal einen Blick in die Zeitung werfen!«

Captain Romen nickte – und diesmal war er nicht länger der verwegene Zigeuner, als den ich ihn während der Gefangenschaft kennengelernt hatte. Sein braunes Gesicht zeigte den konzentrierten Ernst des Piloten unmittelbar vor dem Start: ein Gesicht wie aus Stein gehauen.

»Triebwerk läuft, Sir! Alle Anzeigen normal.«

»Dann los, Captain!« sagte ich höchst vorschriftswidrig.

»Machen wir uns aus dem Staub, bevor es hier mulmig wird!«

Die *Ares I* hob ab. Einen Atemzug lang schien sie auf ihrem Feuerstrahl ausruhen zu wollen, unfähig sich von der Erde zu trennen – doch gleich darauf preßte mich eine unwiderstehliche Gewalt in meinen Sessel zurück.

Das Schiff hatte Fahrt aufgenommen und stieg den Sternen entgegen, schneller und immer schneller. Es durchstieß den Pulk der heranrasenden Zerstörer, bevor die Falle zuschnappen

konnte, und tauchte ein in das ungemilderte Licht einer riesigen Sonne.

»Pilot an Commander! *Ares I* ist gestartet. Sir, dürfte ich jetzt um den Kurs bitten?«

Captain Romens Frage war korrekt. Dennoch versetzte sie mich für eine Weile in einen Zustand der Verwirrung.

Dies war kein Flug wie jeder andere – mit klarem Auftrag und festem Ziel.

Rechtlich gesehen, waren wir Piraten. Wir hatten uns mit Waffengewalt eines Schiffes bemächtigt und befanden uns auf der Flucht. Jedes Kriegsschiff der EAAU – und sogar der VOR – durfte und mußte uns ohne Warnung angreifen und vernichten. Wir standen außerhalb des Gesetzes. Zum erstenmal begriff ich, was es bedeutete, vogelfrei zu sein.

Dennoch – eine Entscheidung mußte getroffen werden; und da es zunächst hauptsächlich darum ging, etwaige Verfolger abzuschütteln und möglichen Zusammenstößen im Raum auszuweichen, gab ich bekannt: »Gehen Sie vorerst auf Kurs Saturn, Captain! Das Kartenhaus wird Ihnen die Koordinaten geben.«

13.

Fünfzig Stunden nach dem Start ließ es sich sagen, daß uns die Flucht gelungen war. Die *Ares I* war eingetaucht in die unkontrollierte Weite des Raumes, in diesen unermesslichen Ozean unter den Sternen, in dem sich jede Spur verliert. Endlose Leere war alles, was sich auf den Radarschirmen abzeichnete. Im Augenblick saßen uns keine Verfolger hart auf den Fersen. Wo – da sie unseren Kurs nicht kannten – sollten

sie uns suchen? Dennoch – davon war ich überzeugt – war die Jagd auf uns nicht eingestellt. SALOMON 76 würde nicht einfach aufgeben, sondern kombinieren und kombinieren bis zum Heißlaufen; er würde unsere Personalakten und registrierten Gepflogenheiten ein ums andere Mal überprüfen und, falls ihm dies noch nicht genug war, zusätzliches Material verlangen: über alle unsere Flüge, über alle in Betracht zu ziehenden Präzedenzfälle. Bisher war noch jeder Raumpirat früher oder später zur Strecke gebracht worden – und dies sogar in jenen Jahren, in denen an SALOMON 76 noch nicht zu denken gewesen war. Vorerst freilich bestand keine unmittelbare Gefahr. Ich konnte es mir leisten, Captain Romen anzuweisen, die Schiffsführung der Automatik zu überlassen, um in der winzigen Messe vor versammelter Crew eine Lagebesprechung anzusetzen.

Was es dabei zu sagen gab, hatte ich mir lange und reiflich überlegt; dennoch kamen mir die ersten Worte nur zögernd über die Lippen.

Die Mannschaft setzte unverändert ihr volles Vertrauen in mich – aber hatte ich nach allem, was geschehen war, noch immer das Recht, meine Stellung an Bord auf die alten Regeln zu stützen?

»Meine Herren, bevor wir darangehen, unseren nächsten Schritt zu diskutieren, möchte ich ein Problem zur Sprache bringen, das mir sehr am Herzen liegt. Dieses Problem bin ich selbst.« Ich zögerte, dann fuhr ich entschlossen fort: »Als ich die Führung dieses Schiffes übernahm, geschah dies auf der Grundlage einer festen Rangordnung. Inzwischen hat sich vieles verändert. Dies Schiff untersteht nicht länger der VEGA, und ich bin kein bestallter Commander mehr. Niemand von Ihnen ist mir länger zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Doch da jemand für die Führung des Schiffes verantwortlich sein muß – sogar unter gewöhnlichen Piraten ist dies der

Brauch –, stelle ich es in Ihr Ermessen, ob ich als gewählter Commander meinen Dienst weiter verrichten oder ob ein anderer aus Ihrer Mitte an meine Stelle treten soll.«

Ich setzte mich wieder und wartete ab. Mein Kommando unter Umständen niederlegen zu müssen fiel mir gewiß nicht leicht – dennoch war ich zu diesem Opfer bereit.

Es war, wie ich gesagt hatte: Jemand mußte für die Schiffsführung zuständig sein. Mit der Schiffsführung freilich übernahm er zugleich die schwere Bürde der Verantwortung. Eine falsche Entscheidung seinerseits, ein voreiliger Befehl – und Schiff und Besatzung würden das zu spüren bekommen. Diese Verantwortung zu tragen war ich gewohnt; nur lagen die Verhältnisse jetzt um einiges anders. Hinter mir stand keine VEGA mehr und keinerlei Gesetz.

Captain Romen räusperte sich.

»Sir«, sagte er langsam und mit Betonung, »was mich angeht, so hat sich an Bord nichts geändert. Ich bin der Pilot, Sie sind der Commander. Dabei sollte es auch bleiben.«

In diesem Sinne sprachen sich auch die Lieutenants und Sergeant Dahlsen aus.

Jan Minkowski bemerkte: »Ich verstehe voll und ganz Ihren Standpunkt, Sir. Es ist gewiß nicht leicht und einfach, ein rechtloses Schiff zu führen – dennoch möchte ich Sie bitten, dies auch weiterhin zu tun.«

Es war ein voller Vertrauensbeweis, und ich nahm mir vor, das in mich gesetzte Vertrauen nicht zu enttäuschen.

»Ich stelle fest«, sagte ich, indem ich mich wieder erhob, »daß Sie alle der Ansicht sind, daß sich am Status dieses Schiffes nichts geändert hat. Nun denn – dann wollen wir es auch weiterhin in jenem Geiste führen, in dem wir alle unsere Schiffe stets geführt haben: tapfer und ehrenvoll.

Ich danke Ihnen.«

Diese in der Geschichte der VEGA ungewöhnliche

Bestätigung eines Commanders in seinem Amt wurde auf meinen Wunsch hin sowohl phonetisch als auch schriftlich festgehalten.

Erst als diese Formalität erledigt war, begann ich mit der eigentlichen Lagebesprechung.

Mit kurzen Worten erwähnte ich unsere Flucht, umriß mit zwei, drei Sätzen unseren zweifelhaften Status und fuhr dann fort: »Meine Herren, wir alle sind dazu erzogen worden, Tatsachen ins Auge zu blicken. Eine solche Tatsache ist, daß unsere Flucht zu den Sternen sowohl zeitliche als auch räumliche Grenzen gesetzt sind. Früher oder später wird man uns stellen und zum Kampf zwingen.« Ich hielt ein und studierte die Gesichter. Was ich sah, beruhigte mich. Ich stieß weder auf Anzeichen von Furcht noch von Nervosität. »Mein ursprünglicher Plan, Professor Kalaschnikow in meine Gewalt zu bekommen, um ihn sodann zu zwingen, SALOMON 76 zu überprüfen, ist vorerst gescheitert. Dennoch gebe ich ihn nicht auf. Nun jedoch ersuche ich Sie um Ihre Meldungen. Lieutenant Mercier!«

Der Funkoffizier erhob sich.

»Sir«, sagte er ruhig, »die Lage ist ernst. Der ganze Äther ist in Aufruhr. Wenn mich nicht alles täuscht, ist im Augenblick eine ganze Armada hinter uns her. Außerdem – dies läßt sich einigen Funkgesprächen entnehmen – hat unsere Regierung Verhandlungen mit den VOR aufgenommen, damit sich deren Streitkräfte an der Jagd beteiligen.«

»Mit anderen Worten«, stieß ich nach, »auch für die Schlitzaugen sind wir vogelfrei?«

Lieutenant Mercier nickte.

»So ist es, Sir. Jeder, der gerade Lust hat, kann seine Schießkünste an uns erproben.«

Damit hatte ich nicht gerechnet. SALOMON 76 schien unserem Fall größte Bedeutung zuzumessen. Auf seiner

Fahndungsliste stand die *Ares I* an erster Stelle. Die Lage war mehr als ernst. Falls es zutraf, daß sich die Vereinigten Orientalischen Republiken an der Hetzjagd beteiligten, war sie verzweifelt. Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Daran hatte sich nichts geändert.

Mein Blick wanderte hinüber zu Lieutenant Xuma.

»Ich bitte um den Maschinenreport!«

Lieutenant Xuma nahm seine Aufzeichnungen zur Hand und erhob sich.

»Das Triebwerk, Sir, arbeitet einwandfrei. Die Brennstoffzellen sind zu fast neunundneunzig Prozent aktiv.

Unser Aktionsradius ist damit praktisch unbegrenzt. Ein Jahr lang werden wir uns wohl halten können – unter normalen Bedingungen.«

Ich dankte und wandte mich an Lieutenant Minkowski.

»Wie steht es um die Waffensysteme?«

Lieutenant Minkowski machte ein bekümmertes Gesicht.

»Nicht gut, Sir. Nach unserem Probeschießen sind die Energiekammern nicht wieder aufgefüllt worden. Die Anzeige liegt bei knapp sechzig Prozent.«

»Das ist nicht gerade viel«, sagte ich matt.

»Nein, Sir«, bestätigte mein Zweiter Bordingenieur, »das ist nicht gerade viel. Einen langen Krieg können wir uns damit nicht leisten.«

Lieutenant Minkowskis Eröffnung war ein zusätzlicher Schlag. Sechzig Prozent – das reichte gerade für zwei, drei astrale Gefechte. *Danach würde der Pirat sein Pulver verschossen haben.* Ich gab mir Mühe, ein steinernes Gesicht zu machen und mir meine Sorge nicht anmerken zu lassen. Die Besatzung hatte wie nie zuvor ein Recht auf einen zuversichtlichen, selbstbewußten Commander.

»Danke«, bestätigte ich knapp. »Ich bin im Bilde. Und nun zu Ihnen, Sergeant Dahlsen. Ich bitte um die Proviantliste!«

Statt einer Antwort zeigte mir Sergeant Dahlsen die leeren Hände.

»Was heißt das?« herrschte ich ihn an. »Können Sie sich nicht präziser ausdrücken, Sergeant?«

Sergeant Dahlsen wiegte den Kopf.

»Sir«, sagte er, »von einer Proviantliste kann nicht die Rede sein. Das Schiff sollte, wenn Sie sich entsinnen, nach Moskau überführt werden. Es gibt an Bord nur den normalen Notvorrat, und den haben wir bereits angebrochen.«

Ein weiterer Punkt, mit dem ich nicht gerechnet hatte.

Das Netz begann sich zusammenzuziehen. Unsere Flucht näherte sich einem vorzeitigen Ende. Einen Atemzug lang fühlte ich mich ausgelaugt und mutlos. Hatte sich denn alles gegen uns verschworen? Ich schüttelte die Beklemmung ab. Nur mit nüchternem Denken und Handeln konnte die Situation gemeistert werden.

»Angenommen«, sagte ich, »Sie würden den Vorrat strecken – wie viele Tage könnten Sie im äußersten Fall herauschinden?«

Sergeant Dahlsen hob die rechte Hand und knickte zwei Finger ein.

»Drei, Sir.«

»Ich sagte: *im äußersten Fall!*«

»Drei Tage, Sir«, wiederholte der Schiffskoch. »Das ist der äußerste Fall.«

»Danke«, sagte ich. »Das ist alles, was ich wissen wollte.«

Wenn ich heute zurückblicke, bin ich geneigt, zu behaupten, daß dies den Ausschlag gab: im Grunde eine Kleinigkeit, ein für die Geschichtsschreibung scheinbar völlig unmaßgebliches Ereignis. Einem einsam unter den Sternen dahinziehenden Schiff fehlte es an Proviant. Freilich: es war dieser Umstand, der mich zwang, alle jene Maßnahmen einzuleiten, die später von den Historikern so groß herausgestellt werden sollten. Auf

einmal sah ich mich genötigt, einen Plan für unser Überleben zu entwerfen und in die Tat umzusetzen.

Was diesen Plan anbetrifft, so muß hinzugefügt werden, daß er getroffen wurde unter dem Zwang von Ereignissen, die ich nicht verschuldet hatte. Unter normalen Umständen wäre mir ein Angriffsbefehl jener Art, wie er in mir zu reifen begann, nie über die Lippen gekommen.

Jedoch – die Umstände waren nicht normal.

»Lieutenant Stroganow!«

»Sir?«

»Wir haben, wie Sie gehört haben, gerade noch drei Tage Zeit, um uns angemessen zu verproviantieren. Ich brauche eine Aufstellung sämtlicher Raumstationen, die wir innerhalb dieser Frist erreichen können, einschließlich ihrer Daten.«

Lieutenant Stroganow war bereits auf den Beinen.

»Sie gestatten, Sir, daß ich Ihre Frage an den Computer weitergebe?«

»Ich bitte darum.«

Lieutenant Stroganow zog sich in das Kartenhaus zurück.

Ich versank in Nachdenken. Wo – so fragte ich mich – endete unser Recht auf Widerstand? Die Flucht ließ sich vor dem Gewissen verantworten. Weder unsere Inhaftierung noch unsere Verurteilung war Rechtens gewesen.

Was letztlich hatten wir anderes getan, als einem Justizmord vorzubeugen? Der nächste Schritt freilich mußte folgenschwerer sein. Aber auf ihn zu verzichten bedeutete, die Besatzung, die mir soeben noch ihr Vertrauen bekundet hatte, dem Hungertod im All auszuliefern.

»Sir!«

Ich blickte auf. Lieutenant Stroganow war zurückgekehrt.

»Ja, Lieutenant.«

»Es ist, wie ich schon vermutet habe, Sir. Innerhalb der Dreitagefrist läßt sich nur eine einzige Raumstation erreichen.«

»Und die ist?«

Lieutenant Stroganow zögerte; er schluckte.

»TRABANT IX, Sir.«

Mich fröstelte. Ausgerechnet TRABANT IX, diese einem perversen Computerhirn entsprungene Todesstation im All! Das Schafott unter den Sternen, dem wir mit knapper Not entkommen waren. Die Stätte, an der unter vielen anderen auch Henri Villiers, der Minister, der Idealist, seinen letzten Atemzug getan hatte – verurteilt, verdammt unter dem zustimmenden Gejohle der Menge!

Das Frösteln verflog. Eine höhere Gewalt enthob mich aller Skrupel. Irgendwo im Raum, ohne mein Dazutun, waren die Würfel gefallen.

Als ich aufstand – diesmal zum Zeichen, daß sich die Besprechung ihrem Ende zuneigte –, hatte ich endgültig den mir vorgezeichneten Weg erkannt. Flucht allein war nicht genug. Unter den Sternen gab es keinen Logenplatz, um in aller Ruhe die weitere Entwicklung abzuwarten. Eine Wahrheit zu wissen und nichts zu tun, um ihr zum Sieg zu verhelfen, das ist die Verhaltensweise eines Komplizen.

»Meine Herren«, sagte ich, »damit ist die Entscheidung gefallen. Auf TRABANT IX dürfte mehr Proviant lagern, als wir benötigen. Wir werden uns bedienen.«

14.

Eintragung in das Bordbuch *Ares I*:

13. 9. 2076

07.26 Uhr *TRABANT IX kommt in Sicht.*

07.31 Uhr Klar Schiff zum Gefecht. Laut separater Eintragung übernehme ich für diesen Befehl die volle Verantwortung.

07.32 Uhr Funkspruch an TRABANT IX mit der Aufforderung zur Kapitulation. Keine Antwort.

07.35 Uhr FK meldet verschlüsselte Hilferufe von TRABANT IX.

07.36 Uhr Ares I fliegt ersten Angriff mit Ziel Antennensystem. Volltreffer. TRABANT IX wird zum Schweigen gebracht.

07.40 Uhr Blinkspruch an TRABANT IX mit neuerlicher Aufforderung zur Kapitulation. Fünf Minuten Bedenkzeit.

07.44 Uhr Zweiter Blinkspruch an TRABANT IX. Weise darauf hin, daß ich nach Ablauf der gesetzten Frist das Feuer eröffne.

07.45 Uhr TRABANT IX zeigt die weiße Fahne.

07.51 Uhr Ares I landet auf TRABANT IX. Kein Widerstand.

07.53 Uhr Lieutenant Stroganow, Lieutenant Minkowski und Sergeant Dahlsen gehen von Bord. Ares I bleibt gefechtsbereit.

07.58 Uhr Lieutenant Minkowski kehrt zum Schiff zurück und meldet die vollzogene Entwaffnung der Garnison (40 Polizisten, 1 Major). Die Besatzung befindet sich in sicherem Gewahrsam.
Lieutenant Minkowski meldet weiterhin die Anwesenheit von 312 zur Exekution bereitgehaltenen Häftlingen. Mit ihrer Hinrichtung wäre ohne unser Eingreifen um 08.00 Uhr begonnen worden.

08.01 Uhr Captain Romen, Lieutenant Mercier, Lieutenant

*Xuma und ich gehen von Bord.
Lieutenant Simopulos bleibt als Radarwache auf
Ares I zurück.*

Zu meiner großen Befriedigung hatte auch dieser Handstreich zu keinem Blutvergießen geführt. Denjenigen unter meinen Lesern, denen meine Haltung unverständlich erscheint, will ich entgegenhalten, daß ich trotz allem, was mir und meiner Besatzung, aber auch Ruth O'Hara widerfahren war, gegen die Polizisten keinerlei persönliche Feindschaft hegte. Ich sah in ihnen lediglich ein ausführendes Organ, dessen ganze Schuld im Gehorsam lag. Und die beschämende Erinnerung daran, daß auch ich vor noch gar nicht langer Zeit vor SALOMON 76 das Knie gebeugt hatte, war noch frisch. Andererseits – auch dies muß festgehalten werden – hätte ich nicht gezögert, etwaigen Widerstand mit Waffengewalt zu brechen. Die Notwendigkeit, *Ares I* für einen notfalls längeren Aufenthalt im Raum hinreichend zu verproviantieren, war ein unerbittliches Diktat.

Ich betrat die Station, die – wenn es nach dem Willen von SALOMON 76 gegangen wäre – für meine Männer und mich zur Stätte unseres Todes geworden wäre, mit gemischten Gefühlen. In den Triumph über den leicht und billig errungenen Sieg mischte sich das Grauen.

Dieses Grauen verstärkte sich noch, als ich, geführt von Lieutenant Stroganow, die eigentliche Todeskammer betrat. Eine Beschreibung dessen, was ich dort sah, halte ich nicht für zweckmäßig; mir würden dafür auch die passenden Worte fehlen. Nur so viel sei angedeutet: Wer immer geglaubt hätte, daß das Mittelalter mit seinen moralischen Niederungen eine abgeschlossene, unwiederholbare Epoche darstellt, wäre in dieser Todeskammer eines Besseren belehrt worden. Gewiß, die Technik des Tötens war verfeinert und weitgehend automatisiert, doch hinter all dieser Humanität vorschützenden

Raffinesse stand unübersehbar der alte, finstere mittelalterliche Geist.

Dem Menschen, dies begriff ich bei der Besichtigung von TRABANT IX, fällt es offenbar schwer, mit seiner zivilisatorischen Entwicklung Schritt zu halten. Oft bedarf es nur eines geringfügigen Anstoßes – und er fällt von den Sternen herab in den stinkenden Sumpf seiner Vorzeit. Und dort bliebe er verloren, gäbe es in seinen Reihen nicht immer wieder einige, die ihm auf dem langen, ungewissen Weg in eine bessere Zukunft voranleuchteten wie lodernde Fackeln in der Nacht: die Dichter, die Philosophen, die großen Staatsmänner – und oft genug auch die Namenlosen, die kein Geschichtsbuch nennt.

Auch Lieutenant Stroganow war tief erschüttert. Er fragte: »Was haben Sie jetzt vor, Sir?«

»Wir werden Proviant übernehmen«, erwiderte ich, nur mühsam beherrscht, »und dann, wenn uns die Zeit noch bleibt, diese Anlage zerstören.«

»Nur die Anlagen, Sir?« Lieutenant Stroganow protestierte. »Die ganze Station müßte vom Himmel verschwinden!«

Seine Empörung war verständlich. Dennoch konnte ich ihm nicht zustimmen.

»Und wie, Lieutenant«, fragte ich, »wollen Sie, bevor wir mit der Zerstörung beginnen, dreihundertundzwölf befreite Sträflinge und einundvierzig Polizisten abtransportieren?«

Lieutenant Stroganow senkte betreten den Blick.

»Verzeihung, Sir«, brummte er. »Sie haben recht. Daran habe ich noch nicht gedacht.«

Was den Proviant anging, so hatte mich meine Ahnung nicht getrogen. In den Speichern von TRABANT IX lagerte genug Verpflegung, um fünfzig Schiffe für lange Zeit zu versorgen.

Ich wies Sergeant Dahlsen an, mit der Verproviantierung zu beginnen. Obwohl Lieutenant Simopulos als Radarwache an

Bord zurückgeblieben war, traute ich dem Frieden nicht so recht und zog es vor, den Aufenthalt auf TRABANT IX so kurz wie möglich zu halten. Nach einem Gefecht mit einem herbeieilenden Raumgeschwader stand mir keinesfalls der Sinn. Mochte die *Ares I* rechtlich auch ein Piratenschiff sein – solange sie unter meinem Kommando stand, würde sie überflüssigen bewaffneten Auseinandersetzungen aus dem Wege gehen.

Lieutenant Mercier erhielt den Befehl, den gefangengesetzten Kommandanten der Station, Polizeimajor Wolter, zu mir zu bringen. Ich empfing ihn in seinem eigenen Büro.

Major Wolter erwies sich als harter, unbeugsamer Mann, der sich nur zähneknirschend in sein Schicksal fügte.

Dem Typ nach – blond, blauäugig, schlank und hochgewachsen – hätte er zwei Jahrhunderte zuvor einen idealen preußischen Kavallerieoffizier abgeben können. Ich war überrascht – wohl weil ich mir von einem Henker, was Major Wolter letztlich war, eine andere Vorstellung gemacht hatte.

»Sir«, sagte er eisig, »ich protestiere!«

Da er es nicht für nötig befunden hatte, vor mir zu salutieren, blieb ich sitzen.

»Ihr Protest, Major«, erwiderte ich, »ändert nichts an den Tatsachen. TRABANT IX ist in meiner Gewalt. Bevor ich die Station wieder verlasse, werde ich die Todeskammer außer Betrieb setzen. Außerdem werde ich die Häftlinge bewaffnen.«

Major Woher bekam weiße Lippen.

»Sir«, sagte er, »wenn Sie das tun, liefern Sie meine Männer und mich dem sicheren Tode aus!«

Ich schüttelte den Kopf.

»In diesem Punkt, Major, bin ich anderer Ansicht. Sie hätten recht, falls es sich bei den unglücklichen Menschen, die hier auf ihren Tod warteten, um echte Kriminelle gehandelt hätte. Doch einen echten Kriminellen – davon bin ich überzeugt –

werden sie in der ganzen Schar nicht finden. Es handelt sich durchweg um ehrliche, anständige Bürger der EAAU, die das Pech hatten, das Opfer eines ungeheuerlichen Justizirrtums zu werden.

Seien Sie also unbesorgt, Major. Niemand dieser Leute wird sich an Ihnen vergreifen.«

Ich hoffte auf Verständnis zu stoßen – doch noch während ich sprach, spürte ich, daß meine Hoffnung vergebens war.

»Sie gestatten, Sir«, sagte Major Wolter, »daß ich Ihnen widerspreche. Alle diese Leute, die Sie so sehr bedauern, wurden ihrer Verbrechen überführt und ordnungsgemäß verurteilt. In meinen Augen handelt es sich um eine Bande übler Missetäter, die ihr Schicksal voll und ganz verdient.«

»Mit Schicksal«, fragte ich, »meinen Sie doch wohl die Hinrichtung?«

Major Wolter bestätigte das: »So ist es.«

»Und Sie selbst«, forschte ich weiter, »haben keinerlei Schwierigkeiten, einen so unmenschlichen, barbarischen Urteilsspruch in Einklang mit Ihrem Gewissen zu bringen?«

»Ich erfülle nur meine Pflicht.«

»Als Henker!«

»Als Beamter des Gesetzes. Sie hingegen ...«

»Ja?«

»Ich möchte wissen, worauf Sie sich berufen. Auch ein Pirat hat schließlich seinen Ehrenkodex.«

Ich beugte mich vor.

»Sie haben recht, Major. Ich berufe mich auf das Gewissen unserer Regierung, das früher oder später diesem Wahnsinn ein Ende bereiten wird.«

Major Wolter krümmte sich vor Lachen.

»Bester Mann«, sagte er, »darauf können Sie lange warten! Die Regierung sitzt seit gestern hinter Schloß und Riegel. Verschwörung gegen die Justiz! Ein einwandfreier Fall des

versuchten Putsches. Ein Glück nur, daß wir den sauberen Herren zugekommen sind. SALOMON 76 war schneller.« Es scheint, daß ich ein ungläubiges Gesicht gemacht habe, denn Major Wolter fuhr mit schneidender Ironie fort: »Da Sie schon einmal so tun, als seien Sie hier zu Hause, dann greifen Sie ruhig in meine Schreibtischlade! Das LT ist noch brandfrisch.«

Ich gab Lieutenant Mercier ein Zeichen. Er verstand und legte dem Major die Hand auf die Schulter.

»Kommen Sie!«

Ich hatte nichts erreicht mit diesem Gespräch. Major Wolter fühlte sich weiterhin im Recht. Für ihn gab es weder Skrupel noch Zweifel, solange nur die Ordnung der Dinge gewahrt blieb. Bestimmt hatte er alle die Nächte, seitdem er sein abstoßendes Handwerk verrichtete, gut und traumlos geschlafen. Menschen wie er wurden von keinen Furien heimgesucht. Warum? Sie taten ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Über Sinn und Unsinn, Schuld und Unschuld dachten sie nicht nach.

Und ich hatte geglaubt, Menschen wie dieser Major Woher gehörten längst der Vergangenheit an! Es war ein fataler Irrtum.

Ich überwand mein Unbehagen und griff nach dem LT.

Es lag am angegebenen Ort.

Gleich darauf begannen die eingebrannten Buchstaben der Folie vor meinen Augen zu tanzen.

An alle Polizeidienststellen!

I. Auf Weisung von SALOMON 76 wurde die Regierung der EAAU in dem Augenblick verhaftet, als sie zu einer außerordentlichen Sitzung zusammentrat. Thema der Beratung sollte die Enthaftierung von Professor

Kalaschnikow sein. Der Tatbestand der Verschwörung gegen die Justiz ist erfüllt. Sämtliche festgenommenen Personen werden sich vor Gericht verantworten müssen.

II. Mit Datum dieses LTs geht die Regierungsgewalt auf SALOMON 76 als die oberste Justizbehörde der EAAU über.

Einige Minuten lang war ich wie betäubt. Der Boden unter mir schien aufzubrechen. Ich stürzte in einen Abgrund der Verzweiflung.

»Sir!«

Ich blickte auf.

Lieutenant Xuma stand vor mir.

»Ja?«

»Wir sind so weit, Sir. Der Proviant ist an Bord, die Sprengladungen sind verlegt.«

»Danke.«

Lieutenant Xumas Blick wurde forschend.

»Sir! Sir, fehlt Ihnen etwas?«

Wortlos reichte ich ihm die Folie. Nachdem er das LT gelesen hatte, war er grau im Gesicht.

»O Gott«, stöhnte er. »Und was weiter?«

»Nichts weiter!« sagte ich. »Der totale Polizeistaat ist geboren. Wollen Sie ihn aus den Angeln heben? Womit?

Mit einem lächerlichen Schweren Kreuzer? Wir wollen uns nichts vormachen, Lieutenant. Das ist das Ende. Wir können weiterflüchten – oder auch hierbleiben und die Arme heben. Es läuft auf das gleiche hinaus.«

Lieutenant Xuma stützte sich schwer auf den Schreibtisch.

»Sir! Sir, soll das heißen – Sie geben auf?«

»Das heißt«, erwiderte ich, während ich nach meiner Mütze griff, »daß ich mir keine Illusionen mehr über unsere Zukunft mache, Lieutenant. Daß man die *Ares I* zur Strecke bringt, ist nur eine Frage der Zeit.«

Ich warf einen Blick auf die Uhr.

»Wir starten in zehn Minuten. Wer ist für die Sprengladungen zuständig?«

»Lieutenant Minkowski, Sir.«

»Richten Sie ihm aus, daß er anfangen soll!«

Lieutenant Xuma zögerte.

»Da wäre noch etwas, Sir!«

»Ja. Und was?«

»Eine Dame will Sie sprechen, Sir.«

»Eine Dame?«

»Eine von den Häftlingen. Eine gewisse Miß Shellaberger. Sie behauptet, Sie zu kennen, Sir.«

»Miß Shellaberger?« Ich kramte in meiner Erinnerung.

»Ich kann mich nicht entsinnen, Lieutenant, Worum geht es?«

»Wenn ich sie recht verstanden habe, Sir, um diesen Professor Kalaschnikow.«

Auf einmal war mir das Bild der Blondine im INSTITUT FÜR ANGEWANDTE ELEKTRONIK wieder gegenwärtig. Sie hatte bedauert, mich abweisen zu müssen.

Sollte sie bereits damals mehr gewußt haben, als sie mir gegenüber zugegeben hatte?

»Also gut.« Ich nickte. »Bringen Sie sie her, Lieutenant!«

Miß Shellaberger – Olivia Shellaberger, wie ich alsbald erfuhr – war von den hinter ihr liegenden schweren Tagen gezeichnet. Was Wunder! Wir alle, die wir mit SALOMON 76 zu tun gehabt hatten, trugen unsere untilgbaren Spuren. Gefangenschaft, Verurteilung, das Warten auf den Tod – all das hinterläßt seine Brandmale.

»Sir«, sagte sie, stockend zunächst, »als ich Sie vorhin sah – von weitem –, ich traute meinen Augen nicht ...«

Sie mußte Furchtbares durchgemacht haben; es fiel ihr schwer, einen zusammenhängenden Satz über die Lippen zu

bringen.

Ein dumpfes Dröhnen ging durch die Station. Lieutenant Minkowski hatte die Sprengladungen gezündet: eine letzte, nun schon fast überflüssige Geste der Menschlichkeit. Eine Todeskammer war außer Betrieb; ein Dutzend andere würde sie binnen kurzem ersetzen: Im Namen der Übereinstimmung von Recht und Gerechtigkeit. Die Selbstzerfleischung der Menschheit war nicht mehr aufzuhalten.

Oder etwa doch?

Ein todesmutiger, verwegener Angriff auf SALOMON 76 höchstpersönlich?

Unmöglich! Sobald man in den Bereich seiner Sensoren geriet, hatte man im Handumdrehen die gesamte Strategische Raumflotte auf dem Hals.

Miß Shellaberger schien sich beruhigt zu haben. Ich fragte: »Weswegen wurden Sie verurteilt?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Weswegen – weswegen? Ich habe nie etwas getan! Ich habe nie gegen irgendein Gesetz verstoßen! Ich habe lediglich mit dem Professor telefoniert.«

Plötzlich war ich hellwach.

»Sie haben mit ihm telefoniert – mit Professor Kalaschnikow? Wann war das – und wo hält er sich auf?«

Olivia Shellabergers Schultern zuckten.

»Er war auf der Venus. Er brauchte einige Angaben über den Schaltplan des Tochtercomputers.«

»Warum?«

»Das hat er nicht gesagt. Als man mich verurteilte, hieß es: Beihilfe zur versuchten Manipulation an SALOMON 76.«

Er hatte es also versucht, der alte Mann mit den langen weißen Haaren und den gütigen Augen! Es hatte keines Commanders Brandis bedurft, um ihm die Augen zu öffnen über seinen mißratenen Sohn. Nachdem es ihm klargeworden

war, was es mit diesem Monstrum auf sich hatte, war er ihm mit dem Hammer zu Leibe gegangen.

Doch was hatte er damit erreicht?

»Was immer er plante«, sagte ich, »es ist ihm nicht gelungen?«

Miß Shellaberger senkte den Kopf.

»Nein«, sagte sie matt, »denn sonst wäre ich ja nicht hier.

Er wurde verhaftet, als er sich am Tochtercomputer zu schaffen machte. Das ist alles, was ich darüber weiß.«

»Und wo«, forschte ich beharrlich, »ist er jetzt?«

Olivia Shellabergers blaue Augen blickten verzweifelt.

»Man überstellt ihn zur Aburteilung nach Metropolis.

Ich erfuhr es rein zufällig. Zwei Polizisten unterhielten sich darüber. Der Transport geht heute ab.«

15.

»Kartenhaus an Brücke!«

»Sprechen Sie, Lieutenant!«

»Sir, ich habe meinen Computer jetzt befragt. Es gibt da zwei Möglichkeiten.«

»Ich höre.«

»Möglichkeit Nummer Eins, Sir. Professor Kalaschnikow befindet sich an Bord eines langsamen Transporters vom Typ *Najade*. In diesem Fall brauchten wir unseren Kurs nur geringfügig zu korrigieren.«

»Um wann auf ihn zu stoßen?«

»Etwa in einer Woche, Sir. Auf die Stunde genau läßt sich das nicht sagen – oder ich müßte wissen, wann genau diese *Najade* gestartet ist.«

»Auf jeden Fall könnte sie uns nicht entkommen?«

»Ganz gewiß nicht, Sir.«

»Und die andere Möglichkeit, Lieutenant?«

»Die andere Möglichkeit, Sir, sieht schon ganz anders aus. Professor Kalaschnikow befindet sich an Bord eines Schnellen Kreuzers – sagen wir der *Delta*-Klasse. Und er ist gestern irgendwann gestartet – plus-minus vierundzwanzig Stunden. Immerhin, Sir, es handelt sich bei ihm um einen prominenten Gefangenen. SALOMON 76 wird sich mit der Aburteilung beeilen.«

»Wo wäre er dann?«

»Nicht allzu weit von uns entfernt, Sir.«

»Genauer, Lieutenant! Wann müßte er dann in Sicht kommen?«

»Bei entsprechender Kursänderung und einigem Dampf unter den Kesseln mehr – heute oder morgen, Sir. Plusminus vierundzwanzig Stunden.«

»Entscheiden wir uns für die zweite Möglichkeit, Lieutenant!«

»Für den Schnellen Kreuzer, Sir?«

»So ist es. Geben Sie Captain Romen den neuen Kurs bekannt.«

»Aye, aye, Sir.«

Als dieses Gespräch zwischen Lieutenant Stroganow, dem Navigator, und mir geführt wurde, waren achtzehn Stunden seit unserem neuerlichen Start vergangen. Ich hätte es ausgespart – wären nicht einige findige und phantasiebegabte Heftschreiber, die in den Archiven der VEGA kramten, mir mit der Veröffentlichung zugekommen, um daraus ein blühendes wie hartnäckiges Gerücht zu entwickeln: das Gerücht von einem dramatischen Kampf unter den Sternen, die publikumssichere Story von einem astralen Gefecht auf Leben und Tod, ausgetragen zwischen dem Schweren Kreuzer *Ares I*

und dem Schnellen Kreuzer *Titan*. Dieses Gerücht aus der Welt zu schaffen, wird mir, so fürchte ich, nie gelingen.

Im folgenden der wahre Sachverhalt: Kurz nach Mitternacht wurde ich auf die Brücke gebeten.

Das RC gab einen Kontakt bekannt. Wenig später war das Objekt identifiziert als ein Schneller Kreuzer der *Delta*-Klasse, offensichtlich auf dem Flug von der Venus zur Erde.

Meine Ahnung hatte folglich nicht getrogen. SALOMON 76 hatte es eilig, Professor Kalaschnikow den Prozeß zu machen.

Nach einigem Überlegen entschied ich mich, von einem sofortigen Angriff abzusehen, um mich in eine vorteilhaftere Position zu manövrieren.

Zwei Stunden später war es so weit. *Ares I* hatte die Sonne im Rücken; das gegnerische Radar war damit überlistet.

Um 03.11 Uhr kam die *Titan* in Sicht. Dies war der Augenblick, auf den ich gewartet hatte. *Ares I* brach aus ihrer Deckung hervor.

»Brücke an FK! Funkspruch an *Titan*! Aufforderung zur Kapitulation!«

»Aufforderung zur Kapitulation! Aye, aye, Sir.«

Gleich darauf stand alles auf Messers Schneide. Das Bild dieser Begegnung hat sich mir unverlierbar eingeprägt: Die schlanke *Titan* warf sich auf einmal herum, wie um das Gefecht anzunehmen – mit der Verwegenheit eines Terriers, der sich todesverachtend auf eine Bulldogge stürzt. Einen langen Atemzug lang hielt ich mich bereit, das Feuer zu eröffnen – wenngleich nicht mit der Absicht, die *Titan* zu vernichten. (Andernfalls hätte ich die Gefechtsleitung an den Kampf Computer abgetreten.) Mitten in der Drehung besann sich der Titan-Kommandant jedoch eines Besseren.

»FK an Brücke! Die *Titan* will mit Ihnen sprechen, Sir.«

»Stellen Sie durch!«

Ich vernahm eine kühle, beherrschte Stimme, die ohne jeden

Zweifel meinem guten alten Freund Captain Willi Eckmann gehörte: »Ich fress' 'n Besen, Mark, wenn du dir jetzt nicht einen dicken Hund leistest! Was Besseres als mich zur Kapitulation aufzufordern konnte dir wohl nicht einfallen?«

Vor langer Zeit hatten Willi Eckmann und ich die gleiche Schulbank der VEGA gedrückt. Später war er dann zur Strategischen Raumflotte übergewechselt.

»Willi«, erwiderte ich, »das ist kein Spaß! Du weißt, was mit mir los ist.«

Captain Eckmann schnaufte.

»Also gut, du hast die Pest, Mark. Und wenn ich nicht so ein pflichtvergessenes Individuum wäre, müßte ich dich jetzt vom Himmel schießen. Aber ich schieß' nun mal nicht gern Löcher in meine Freunde. Lieber kapituliere ich.«

»Hör zu, Willi – wenn das jetzt ein mieser Trick ist ...«

»Mark, du hast mein Wort! Glaubst du im Ernst, ich würde mich mit deiner Ares anlegen? Also, was kann ich für dich tun?«

Mein Mißtrauen hielt vor. Die Zeiten, in denen man auf alte Freundschaften bauen konnte, waren vorüber.

»Ich bin an dem Gefangenen interessiert.«

»Dem verrückten Professor?«

»Setz ihn ins Dingi und schick ihn 'rüber – aber heil und gesund!«

Captain Eckmann seufzte.

»Mark, der Mann steht unter Bewachung! Zwei Blaue sind an Bord.«

»Schick ihn 'rüber, Willi!«

»Hast du noch mehr Wünsche?«

»Für den Moment nur diesen einen.«

»Hol dich der Henker, Mark! Du sollst deinen Professor haben. Im Grunde – was geht's mich an, was er und Mr. SALOMON miteinander haben? Ich war schon immer ein

unmoralischer Mensch. Zu viel Recht und zu viel Gerechtigkeit geht mir auf den Nerv – das hältst du doch im Kopf nicht aus!«

Wenn man dies als astrales Gefecht bezeichnen will – nun gut, dann war es das: *Ares I* flog einen Angriff, und die *Titan* kapitulierte.

Captain Eckmann stand zu seinem Wort. Es dauerte keine zehn Minuten, bis sich aus dem silbrigen Leib der *Titan* das flunderförmige Ding löste.

»Mark ...«

»Ich höre, Willi.«

»Es hat etwas gedauert. Wir mußten erst die Blauen überreden. Die beiden waren aufs Schießen aus – du verstehst?«

»Sind sie am Leben?«

»Bei bester Gesundheit – unten im Kühlraum. Kann ich jetzt abdampfen?«

»Noch nicht. Erst wenn ich das Signal gebe.«

Captain Eckmann fluchte und fügte hinzu: »Ehrlich gesagt, Mark – ich wüßte nicht einmal mehr wohin. Du hast mir da 'ne üble Suppe eingebrockt. Was meinst du – soll ich mich mit dir zusammentun und ebenfalls ein bißchen Pirat spielen?«

Ich lachte – zum ersten Mal seit langer Zeit. Willi Eckmann blieb sich selber treu: nie unterzukriegen, immer obenauf, das reinste Stehaufmännchen. Die Antwort blieb ich ihm schuldig, denn eben in diesem Augenblick fuhr das Dingi in die Schleusenkammer ein, und Professor Kalaschnikow betrat die *Ares I*.

Nach meiner Erfahrung mit Olivia Shellaberger war ich auf den Anblick eines gebrochenen, zerstörten Menschen gefaßt; ich hatte die Kraft des Geistes unterschätzt, die sich hinter der hohen Gelehrtenstirn verbarg. Ruhig und würdevoll reichte mir der große alte Mann der Wissenschaft die Hand.

»Sie riskieren viel für mich, Commander.«

Es kam mich hart an, diesem verehrungswürdigen Menschen die Wahrheit zu sagen, aber es mußte sein: »Nicht für Sie, Professor. Es geht um mehr.«

Professor Kalaschnikow runzelte die Stirn und blickte mich eine Weile lang schweigend an. Dann nickte er.

»Ich verstehe. Sie haben recht. Es geht um mehr.«

In der Messe setzte ich mich so, daß ich die *Titan* im Auge behalten konnte. In einer Entfernung von knapp vierzig Schiffslängen trieb sie mit gedrosseltem Triebwerk durch den Raum. Obwohl ich mich mittlerweile davon hatte überzeugen können, daß Captain Eckmann ein ehrliches Spiel spielte, zog ich es vor, die anbefohlene Gefechtsbereitschaft vorerst nicht aufzuheben. Die *Ares I* hielt sich bereit, dem Schnellen Kreuzer, falls nötig, mit einem mächtigen Satz ins Genick zu springen.

Professor Kalaschnikows Bericht war knapp und bündig: Es traf zu – er hatte ein Attentat auf SALOMON 76 versucht und war dabei festgenommen worden.

»Ich war zu langsam«, erklärte er. »SALOMON 76 hatte Zeit, sich auf mich einzustellen und Alarm zu schlagen.

Außerdem« – der Professor lächelte – »bin ich kein Wildwestheld. Ein anderer an meiner Stelle hätte sich möglicherweise den Weg freigeschossen.«

Ich wagte die entscheidende Frage: »Sie hatten also allen Ernstes vor, SALOMON 76, Ihr Werk, zu zerstören?«

Einen Atemzug lang glaubte ich Trauer in den Augen des alten Mannes zu sehen.

»Ja«, erwiderte er. »Es gibt keinen anderen Weg. SALOMON 76 ist verrückt geworden. Vielleicht, wenn man ihn auseinandernähme, würde man erfahren, warum und wieso – aber aus erklärlichen Gründen ist das nicht möglich. SALOMON 76 muß vernichtet werden!«

Wir waren darin einer Meinung.

»Was schlagen Sie vor, Professor?« fragte ich.
»Angenommen, ich könnte Captain Eckmann dazu bewegen, die wachhabenden Schiffe auf sich zu ziehen ...«

»Um dann mit Ihrer Ares einen Angriff auf SALOMON 76 zu fliegen?« Der Professor schüttelte den Kopf. »Sie hätten keine Chance, Commander! Auch wenn SALOMON 76 gewissermaßen den Verstand verloren hat, so ist und bleibt er doch der intelligenteste Computer, der je gebaut wurde. Sie kämen nicht einmal auf Sichtweite an ihn heran.«

»Aber Sie ...«, setzte ich an.

Der Professor hob, mir Schweigen gebietend, die Hand.

»Auch SALOMON 76 hat seine Achillesferse, Commander. Nur müßte man, um sie zu zerschneiden, schneller sein, als ich es war, und entschlossener. Es käme auf einige wenige Sekunden an ...«

16.

Nachdem ich an Bord des Schnellen Kreuzers *Titan* eine Viertelstunde lang auf Captain Eckmann eingesprochen hatte, willigte er ein, sich meinem Kommando zu unterstellen. Im Grunde war er ein unpolitischer Mensch; sein ganzer Lebensinhalt war das Fliegen; was darüber hinaus ging, interessierte ihn nur am Rande. Er gab es offen zu: am liebsten würde er sich aus allem heraushalten. Mit der Auslieferung des Gefangenen freilich hatte er sich selbst den Rückzug abgeschnitten. Auf ihn wartete ein kriegsgerichtliches Verfahren – und darüber, wie das Urteil ausfallen mußte, konnte es keinerlei Zweifel geben. Seine Pflicht wäre es gewesen, zu kämpfen und zu fallen – nicht aber, wie er es tat,

mit einem alten Freund Kaffee zu trinken.

»Mark«, sagte er abschließend, »du hast mich in dieses Schlamassel gebracht – du mußt mich da auch wieder 'rausholen.«

»Das kann ich nur«, erwiderte ich mit Nachdruck, »wenn du dich an meine Befehle hältst.«

Captain Eckmann zuckte mit den Achseln.

»Was bleibt mir anderes übrig, Mark? Was du vorschlägst, klingt verrückt – ehrlich gesagt: ich hab' noch nie so was Verrücktes gehört! Aber es ist immer noch besser als überhaupt keine Chance.«

Captain Eckmann hatte eingewilligt; fortan verlor ich keine Zeit – nicht zuletzt, weil ich ihm innerlich beipflichtete und mir die Qual des nochmaligen Überlegens ersparen wollte. Der Plan, den Professor Kalaschnikow entwickelt hatte, leuchtete mir ein; dennoch blieb das ganze Unternehmen ein reines Himmelfahrtskommando. Alles, was mir dabei Kraft gab, war der Gedanke an Ruth O'Hara. Die Menschheit war als Begriff zu abstrakt.

Ein letztes Mal, bevor ich endgültig auf die *Titan* überwechselte, konferierte ich mit Captain Romen, der die *Ares I* weiterführen sollte. Die Einzelheiten der Aktion wurden besprochen und zeitlich aufeinander abgestimmt. Ich verabschiedete mich von ihm mit einem festen Händedruck.

»Wir sollten einander Lebewohl sagen, Captain! Die Wahrscheinlichkeit, daß wir uns wiedersehen, ist gering.«

Captain Romen lachte.

»Unkraut vergeht nicht, Sir, und erst recht kein Zigeuner! Vergessen Sie nicht – ich habe Sie in meinen Stamm aufgenommen.«

Auf die *Titan* folgten mir die Lieutenants Minkowski und Mercier und Sergeant Dahlsen. Auch Professor Kalaschnikow stieg mit über, diesmal als freier Mann.

Die Scheinwerfer blinzelten ein letztes Hals- und Beinbruch, dann trennten sich die beiden Schiffe. Ich starrte der *Ares I* nach, sah sie kleiner und kleiner werden, bis sie gleich einem erlöschenden Stern in der Unendlichkeit des Raumes entschwand. Wer von uns das gefahrvollere Los gezogen hatte – es ließ sich nicht sagen.

Die *Titan* steuerte ihren ursprünglichen Kurs wieder ein, und diesen behielt sie bei, bis drei Tage später Metropolis in Sicht kam, diese unvergleichliche Stadt im Schnittpunkt der Drei Vereinigten Kontinente.

Im allgemeinen rief ihr Anblick in mir fast lyrische Gefühle wach; diesmal überkam mich lediglich ein Frösteln – und auf einmal erschien mir, in was ich mich da eingelassen hatte, als völlig undurchführbar. SALOMON 76 war alles andere als ein gewöhnlicher Gegner; er war reaktionsschnell, mißtrauisch und gefährlich wie eine Kobra, der man mit nackten Händen zu Leibe ging.

Und vor ihm stand schützend und schirmend der blinde Gehorsam der Massen. Sie litten und stöhnten unter seiner Herrschaft, aber die Furcht hielt sie bei der Stange.

Ein offenes Wort, eine kritische Bemerkung – und SALOMON 76 setzte über seine Tochtercomputer die blauuniformierten Schergen in Marsch. In einem solchen Klima konnte Opposition nicht gedeihen. Jeder mußte zwangsläufig des anderen Feind sein – um zur gegebenen Zeit seine eigene Haut zu retten.

Im Verlauf dieses Fluges führte ich mehrere längere Gespräche mit Professor Kalaschnikow. Er, der mit SALOMON 76 sein wissenschaftliches Lebenswerk hatte krönen wollen, war niedergeschlagen und verzweifelt.

Immer wieder beteuerte er mir, daß das Fehlverhalten des Computers nicht auf mangelhafte Berechnungen zurückzuführen sei.

»Was mit ihm wirklich geschehen ist«, wiederholte er immer wieder, »werden wir wohl nie erfahren. Auf jeden Fall ist er krank.«

Er sprach von ihm mit jener Mischung von Abscheu und Liebe, mit der ein verzweifelter Vater von seinem mißratenen Sohn zu sprechen pflegt. Und er bestand darauf, bis zuletzt mit dabeizusein. Er hatte SALOMON 76 das Leben und die Intelligenz gegeben – und er, mit eigener Hand, wollte ihm beides wieder nehmen. Ich verstand ihn. Dies war sein ganz persönlicher Opfergang.

Im Äther wurde es lebendig. Die Raumüberwachung hatte die *Titan* erfaßt und forderte ihr die Kennung ab.

Captain Eckmann wandte mir sein schweißnasses Gesicht zu.

»Mark, willst du's dir nicht doch noch überlegen? Noch könnten wir abhauen!«

»Und uns verkriechen wie die Hasen, bis die Jäger zur Stelle sind?«

Er seufzte und nickte.

»Du hast recht, Mark. Aber die reine Freude ist das gerade nicht.«

Captain Eckmann gab Kennung und Order bekannt, und die Raumüberwachung war zufriedengestellt. Bald darauf meldete sich der Tower und gab die *Titan* zur Landung frei. Niemand in Metropolis schöpfte Verdacht – und auf diesem Umstand fußte Professor Kalaschnikows zugleich verwegener wie wahnwitziger Plan. In der unsichtbaren Mauer, die es zu erstürmen galt, klaffte diese eine, winzig-schmale Bresche. Von dem, was in der unkontrollierbaren Weite des Raumes vorgefallen und besprochen worden war, konnte zu diesem Zeitpunkt auf der Erde niemand etwas ahnen. Alle Aufmerksamkeit konzentrierte sich einzig und allein auf die Verfolgung und Aufbringung der flüchtigen *Ares I*. Captain Eckmanns *Titan* hingegen war ein ordnungsgemäß gemeldetes,

bereits erwartetes Schiff, das den Sperrgürtel unbeanstandet passieren durfte.

»Willi«, sagte ich aufmunternd, »wenn alles klappt, bekommst du einen dicken Orden!«

Eckmann verzog angewidert den Mund.

»Und was, wenn's schief geht? Dann gibt's für mich nicht einmal ein Denkmal. Wohin sollen all die hübschen Mädchen dann wohl pilgern?«

Die *Titan* tauchte ein in das Dunkel der Nacht.

Ich warf einen Blick auf die Uhr: 23.23. Noch zwei Minuten – und Captain Romen würde mit der *Ares I*, wie abgesprochen, seinen einsamen, aussichtslosen Angriff auf SALOMON 76 fliegen.

Wie mochte es ihm zumute sein? Wo es was zu gewinnen gibt, mag es leicht sein, den Helden zu spielen. Doch um sich selbst als Köder hinzuwerfen – dazu bedarf es der gefestigten Tapferkeit und einer unerbittlichen Selbstdisziplin.

Noch eine Minute – und SALOMON 76 würde Alarm schlagen. Und ein ganzes schwerbestücktes Raumgeschwader hielt sich bereit, sich auf den Angreifer zu stürzen.

Eintragung in das Bordbuch Ares I

Für das nachstehend beschriebene Gefecht übernehme ich, Grisca Romen, Captain (VEGA), die ausschließliche Verantwortung.

Um 23.24 erging der Befehl »Klarschiff zum Gefecht«.

Um 23.25 Uhr setzte ich zum Angriff auf SALOMON 76 an, es gelang mir jedoch nicht, mich dem Angriffsziel auf Gefechtsentfernung zu nähern. Nur wenige Augenblicke nach meinem Angriffsbefehl erhielt ich vom RC (Lieutenant Simopulos) die Meldung über das Vorhandensein einer Vielzahl von Kontakten.

Der gegnerische Pulk – in der Stärke eines Geschwaders – näherte sich der Ares I mit großer Geschwindigkeit.

Bis ca. 23.28 Uhr hielt ich den eingesteuerten Kurs bei, dann zog ich es vor, zunächst einmal abzdrehen und mein Heil in einer vorgetäuschten Flucht zu suchen.

Dieses Manöver schlug fehl. Der Angriffspulk – bestehend aus computergesteuerten, unbemannten Taurus-Zerstörern – fiel fächerförmig auseinander. Während ein Dutzend Zerstörer mir den Rückzug abzuschneiden trachtete, eröffnete das Gros ohne jede Warnung das Feuer.

Vorübergehend übergab ich die Gefechtsleitung an den Kampfcomputer, doch nach einem überraschenden Anfangserfolg (ein angreifender Zerstörer zerstört, ein anderer beschädigt), war auf den Kampfcomputer kein Verlaß mehr, und ich übernahm erneut die Führung.

Ares I befand sich zu diesem Zeitpunkt im konzentrierten Feuer, und lediglich ihrer platinieren Panzerung ist es zu verdanken, daß sie nicht in Stücke geschossen wurde.

Unter Ausnützung des den Taurus-Zerstörern überlegenen Triebwerks gelang es mir, das Schiff aus dem gegnerischen Feuer zu lösen und den Abstand zwischen der Ares I und den Verfolgern zu vergrößern.

Die Schäden, die das Schiff davongetragen hatte, waren beträchtlich.

Dennoch setzte ich gegen 23.35 (ca.) ein zweites Mal zum Angriff auf SALOMON 76 an.

Diesmal geriet ich auf Anhieb in den Pulk der Verteidiger hinein und mußte eine Anzahl schwerer und schwerster Treffer einstecken. Ich erwiderte das Feuer mit KL, wodurch mindestens vier der Taurus-Zerstörer vernichtet wurden.

Dieses zweite Gefecht stellte die bessere Computer-Taktik der Taurus-Zerstörer klar unter Beweis. Es gelang mir nicht mehr, mich aus ihrer Umklammerung zu lösen.

Um 23.39 (Registration) war Ares I nur noch ein Wrack.

»Dreiundzwanzig Uhr fünfundzwanzig!« Auch Captain Eckmann hatte die Uhr nicht aus den Augen gelassen.

»Mark, es ist so weit!«

Ich reichte ihm die Hand.

»Viel Glück, Willi!«

»Dir auch, Mark.«

Professor Kalaschnikow, die beiden Lieutenants, Sergeant Dahlsen und ich bestiegen das Dingi – mit Ausnahme des Professors allesamt bis an die Zähne bewaffnet. Diesmal würde der Kampf unvermeidlich sein.

Captain Eckmann hatte die Fahrt aus dem Schiff genommen. Die *Titan* schwebte knapp über der nächtlichen Erde.

Im Lautsprecher knackte es.

»Alles klar, Mark?«

Ich warf einen letzten Blick auf meinen winzigen Stoßtrupp. Auf diese Männer war Verlaß. Sie alle wußten, worum es ging und was alles auf dem Spiel stand.

»Alles klar, Willi!«

»Dann nochmals – Gott befohlen!«

Ein gedämpftes Fauchen – und das Dingi glitt aus dem Leib der *Titan* hervor. Das Triebwerk zündete, und ich übernahm das Steuer.

Wir waren auf uns allein gestellt. Captain Eckmann hatte seinen Beitrag geleistet. Nun setzte er seinen unterbrochenen Landeanflug mit der *Titan* fort. Was mochte ihn erwarten? Wahrscheinlich die sofortige Verhaftung. Für einen entsprungenen Gefangenen und zwei gefesselte und halberfrorene Polizisten ließ sich schwerlich eine glaubwürdige Entschuldigung finden. Auch sein Schicksal und das seiner Crew lag fortan in unserer Hand. Es gab kein Zurück mehr.

Der Rubikon war überschritten.

Wie ein Dieb in der Nacht kehrte ich heim in meine Stadt.

Ich flog tief, knapp über dem Erdboden, folgte den Straßenschluchten und den Kanälen und hielt bei all dem unbeirrbar meinen Kurs ein. Unsere Annäherung verheimlichen zu wollen war sinnlos. Nur mittels Schnelligkeit ließ sich das ungleiche Duell – wenn überhaupt – zu unseren Gunsten entscheiden. Wir mußten unser Werk vollendet haben, solange SALOMON 76 noch in Atem gehalten wurde. Nie zuvor waren Sekunden so wertvoll, so unersetzlich gewesen.

Lieutenant Simopulos rührte mich an. Ich nickte. Ich hatte es bereits entdeckt: Das mächtige, burgähnliche, hochaufragende Viereck der Polizeihauptstelle war in Sicht gekommen – mit seinen unzähligen Büros, Kommunikationszentren und Verwaltungsmaschinen. Und mit dem Tochtercomputer *Metropolis I*. Die Fenster des Gebäudes waren ungeachtet der fortgeschrittenen Stunde hell erleuchtet; offenbar arbeiteten die Polizisten, seitdem SALOMON 76 die Herrschaft über die EAAU übernommen hatte, rund um die Uhr. Eine ganze Armee von Polizisten mußte in diesem riesigen Gebäude versammelt sein, solche in Uniform und solche in grauem Zivil. Ich spürte, wie mein Mund trocken wurde.

»Achtung!«

Das Dingi übersprang die Mauer und senkte sich danach hinab auf den Hof. Unmittelbar vor dem hinteren Eingang setzte ich auf und schaltete das Triebwerk ab. Ich versuchte an Ruth O'Hara zu denken – doch das mißlang. Ich sah nur den nächsten Schritt vor mir und hörte von irgendwoher Willi Eckmanns Stimme sagen: Ich hob' noch nie so was Verrücktes gehört! Hatte er am Ende nicht doch recht mit seinem Rat, sich zu verkriechen und abzuwarten? Ich schüttelte die Beklemmung ab. Es galt, das Moment der Überraschung zu nutzen.

Bis zu diesem Punkt war das Glück auf unserer Seite gewesen. Wie lange mochte es uns treu bleiben? Die entscheidenden Schritte bis zum Tochtercomputer waren noch nicht zurückgelegt.

»Vorwärts!«

Das Kabinendach flog auf, und der von mir geführte fünfköpfige Stoßtrupp – der es sich zum Ziel gesetzt hatte, SALOMON 76 das Handwerk zu legen, sprang hinaus auf das regennasse Pflaster.

Das Warnsystem der Polizeihauptstelle tat seine Schuldigkeit. Die Sirenen heulten auf, und das gleißende Flutlicht der Scheinwerferbatterien, heller als jede Sonne, warf sich auf den Hof.

Aus einem niederen Unterstand heraus brachen die wachhabenden Polizisten. Sie feuerten im Laufen: hastige, ungezielte Salven.

Der Kampf war eröffnet.

Bis zuletzt hatte ich gehofft, ihn vermeiden zu können. Nun jedoch mußte ich handeln.

»Lieutenant Mercier!«

»Hier, Sir!«

»Geben Sie uns Feuerschutz!«

»Aye, aye, Sir!«

Lieutenant Mercier warf sich neben das Dingi, brachte sein schweres Gewehr in Anschlag, und die kalkweißen Geisterfinger griffen nach den heranstürmenden Polizisten und zwangen sie in Deckung.

Laute, aufgeregte Befehle hallten über den Platz. Die Polizisten forderten Verstärkung an.

»Lieutenant Minkowski, Sergeant Dahlsen, Professor – mir nach!«

Die Polizisten eröffneten erneut das Feuer, aber offenbar konzentrierten sie es auf Lieutenant Mercier, denn es gelang

mir und meinen Männern mit einigen raschen Sätzen, den hinteren Eingang zu erreichen. Ich drehte mich noch einmal um.

Mein Funkoffizier hatte sich, so weit das ging, unter das Dingi gerollt. Dann und wann gab er einen raschen, gezielten Schuß ab – genug, um die Polizisten für eine Weile in Schach zu halten. Wie lange würde er sich behaupten können?

Vor uns gähnte das Treppenhaus. Es war leer. Aber allenthalben im riesigen Gebäude gellten die Sirenen. Bald würde es hier von Polizisten wimmeln. Wahrscheinlich war ihre Armee schon damit beschäftigt, sich zum Gegenangriff zu formieren.

Und irgendwo in diesem Gebäude mit seinem Labyrinth von horizontalen Gängen und vertikalen Aufzugs- und Lüftungsschächten stand Metropolis I.

»Professor, Sie kennen sich hier aus! Übernehmen Sie die Führung!«

Professor Kalaschnikow gab keine Antwort. Ich wandte mich um. Mit bleichem, vom Schmerz gezeichneten Gesicht lehnte er an der Wand. Auf der rechten Brustseite war die Jacke versengt. Ein Schuß – ob gezielt oder verirrt – mußte ihn getroffen haben.

»Professor!«

Professor Kalaschnikow schüttelte langsam den Kopf.

»Es geht schon wieder. Machen Sie sich um mich keine Sorgen!«

Lieutenant Minkowski und Sergeant Dahlsen sprangen hinzu, um den Professor zu stützen, doch dieser wehrte ab:

»Sie haben anderes zu tun! Kommen Sie jetzt!«

Und der alte Mann löste sich von der Wand und ging uns voraus. Die Schmerzen, die er litt, mußten qualvoll sein – und ich kenne genug Leute, mich nicht ausgenommen, die an seiner Stelle an diesem Punkt aufgegeben hätten.

Ein unbeugsamer Wille lebte in ihm.

Professor Kalaschnikow führte uns mit traumwandlerischer Sicherheit.

Vor einer chromstählernen Tür blieb er schließlich stehen.

»Dahinter!« sagte er matt. »An einer solchen Tür bin ich schon einmal gescheitert. Ich bekam sie nicht schnell genug auf.«

Er lehnte sich wieder gegen die Wand. Schweiß stand in dicken Tropfen auf seiner Stirn. Er atmete schwer und keuchend.

»Achtung, Sir!«

Lieutenant Minkowski hatte das Gewehr bereits im Anschlag. Die Tür eines Fahrstuhles war aufgeschwungen, ein halbes Dutzend Polizisten stürmte auf den Gang hinaus.

Lieutenant Minkowski schoß. Zwei, drei Polizisten stürzten – der Rest zog sich in den Fahrstuhl zurück.

»Sergeant Dahlsen, bekommen Sie die Tür auf?«

»Nur mit Gewalt, Sir!«

»Vorwärts!«

Sergeant Dahlsen trat einen Schritt zurück, brachte seine Waffe in Anschlag, zielte auf das Schloß und gab Dauerfeuer. Das Schloß färbte sich zunächst rot, dann weiß – und schließlich begann es zu schmelzen. Sergeant Dahlsen stieß den Lauf seines Gewehres in den Spalt, und träge und widerwillig setzte sich die schwere Tür in Bewegung.

Vor uns lag das Herz der Festung, der klimatisierte, keimfreie Computerraum. In seiner Mitte thronte *Metropolis I*.

Ein unsichtbarer Lautsprecher quakte: »Alarmstufe rot, Alarmstufe rot! Alle Mann zum Computerraum! Alle Mann zum Computerraum!«

Fußboden und Wände begannen zu vibrieren. Die Armee hatte sich in Marsch gesetzt.

»Sir!« schrie Lieutenant Minkowski, indem er zugleich das

Gewehr wieder hochriß. »Diesmal wird's ernst!«

Der eben noch leere Gang hatte sich plötzlich mit Polizisten gefüllt.

»Halten Sie sie auf, Lieutenant!«

»Aye, aye, Sir!«

»Sergeant Dahlsen – das gilt auch für Sie! Der Lieutenant schafft's nicht allein!«

»Aye, aye, Sir!«

Sergeant Dahlsen überquerte den Gang, verbarg sich hinter einem Feuerlöscher und begann zu schießen.

Professor Kalaschnikow stand vor *Metropolis I*. Seine Hände berührten die Klaviatur, die in ihrer Anordnung an einen elektronischen Fernschreiber erinnerte. Bis hierher hatten ihn seine Füße getragen. Nun, auf einmal, verließen ihn die Kräfte. Seine Knie gaben nach, und er sank vor dem Computer zu Boden.

»Professor«, schrie ich ihn an, »um Himmels willen – Professor! Sie können uns doch jetzt nicht im Stich lassen?«

Professor Kalaschnikow drehte mir langsam sein verzerrtes Gesicht zu, und ich sah, daß es mit ihm zu Ende ging.

»Ich kann nicht ...«

»Sie müssen!«

Wenige Schritte von uns entfernt tobte die Schlacht.

Lieutenant Minkowski und Sergeant Dahlsen verteidigten den Computerraum. Zwei Mann gegen eine ganze Armee! Am Ausgang dieser Schlacht war nicht zu zweifeln.

Professor Kalaschnikow sank noch weiter in sich zusammen.

»Programmieren Sie, Commander!«

»Was?«

»Ich – ich sage Ihnen den Code! Er – er lautet ...«

Ich warf meine Pistole fort und legte beide Hände auf die Klaviatur.

»Den Code, Professor! Den Code!«

Ein letztes Mal bewegten sich die Lippen des großen, alten Wissenschaftlers. Sie formten den Todesspruch für seinen vom Wahnsinn befallenen Sohn: »SALOMON 76 erläßt Haftbefehl gegen SALOMON 76!«

Ich schrieb. Es war, als ob man eine Schreibmaschine bediente. Buchstabe für Buchstabe formte sich das tödliche Programm. Wirklich tödlich – oder war SALOMON 76 intelligent genug, die List zu durchschauen?

Noch während ich schrieb, erwachte *Metropolis I* zum Leben. Die roten, grünen und blauen Lämpchen leuchteten auf, und eine scheppernde Stimme wiederholte bestätigend Silbe um Silbe das eingefütterte Programm: »SA LO MON SECHS UND SIEB ZIG ER LÄSST HAFT BE FEHL GE GEN SA LO MON SECHS UND SIEB ZIG!«

Die Stimme verstummte, die Lämpchen erloschen. *Metropolis I* fiel in sein Schweigen zurück.

Und weiter?

Für diesen einen lächerlichen Satz hatten wir uns bis in das Herz der Festung vorgekämpft?

Ich beugte mich über Professor Kalaschnikow.

»Ist das der ganze Code? Antworten Sie, Professor! Ist das der ganze Code?«

Professor Kalaschnikow schwieg. Er war gestorben, während ich mir am Computer zu schaffen machte – gestorben zu Füßen seiner mißratenen Schöpfung. Langsam, erschüttert ließ ich ihn zurücksinken. Triumph oder Niederlage – weder das eine noch das andere rührte ihn mehr.

Als ich mich aufrichtete, sah ich, daß sich *Metropolis I* in Rauch gehüllt hatte.

Anfangs wollte ich es nicht glauben.

Aber die Rauchschwaden, die aus dem Computer hervorquollen, wurden dichter und dichter. Ich atmete sie ein, hustete und rang nach Luft.

Sekunden später stand *Metropolis I* in Flammen.

Ich rannte bereits zurück zur Tür.

»Lieutenant Minkowski, Sergeant Dahlsen – aufhören zu schießen! Wir ergeben uns!«

An ihnen vorüber trat ich hinaus auf den Gang, eingehüllt in Rauch und Flammenschein, und hob die Hände.

Eintragung in das Bordbuch Ares I

Um 23.40 (ca.) formierten sich die Taurus-Zerstörer zu einem voraussichtlich letzten Stoß. Ich nutzte die kurze Gefechtspause, um alle Stationen vom verzweifelten Zustand des Schiffes in Kenntnis zu setzen. Gemeinsam sprachen wir ein Gebet.

Die Ares auf Gefechtsposition zu bringen, gelang nur sehr unzulänglich. Es war mir klar, daß wir bei diesem Stand der Dinge die nächsten Minuten nicht überleben würden.

Als das gegnerische Geschwader zurückkehrte, verfeuerte ich die letzte Energie und wartete auf das Auseinanderbrechen des Schiffes.

Zu meiner höchsten Überraschung jedoch fiel das angreifende Geschwader plötzlich auseinander. Ich registrierte einige schwere Kollisionen zwischen den einzelnen Zerstörern. Das Gros verstreute sich, ohne auch nur noch einen Schuß abgegeben zu haben, in der Weite des Raumes.

Der einheitliche Wille, der alle diese Schiffe bislang dirigiert hatte, schien nicht mehr zu existieren.

Da Ares I mittlerweile vollends manövrierunfähig war, wies ich Lieutenant Xuma an, eine Notantenne zu ziehen, wonach ich auf Gedeih und Verderben einen offenen SOS-Ruf absetzte.

Der Erste Bordingenieur hatte sich soeben außenbords begeben, als in der Richtung von SALOMON 76 plötzlich eine ungeheure Sonne am Himmel zu stehen schien. Die Blendung war von höchster Intensität. Nach einigen Sekunden erlosch

das Phänomen.

*SALOMON 76 verbrannte um 23.44 Uhr Metropolis-Zeit.
gez. Grischa Romen, Captain (VEGA)*

17.

Nie in meinem Leben, schien es mir, hatte ich ein schöneres Schiff gesehen als diese plumpe *Najade*. Aus einem mildblauen, sonnigen Herbsthimmel schwebte sie herab, gezeichnet vom langen Flug durch endlose Räume und unbarmherzige Meteoritenstürme. Einen Atemzug lang stand sie regungslos über der Rampe, fauchend und rüttelnd, als könnte sie sich nicht entschließen – dann begann sie mit dem Heck voraus zu sinken und setzte schließlich federleicht auf. Ich verließ die geschützte Galerie. Ein blauuniformierter Polizist vertrat mir den Weg.

»Augenblick, Sir!« Er sprach höflich, aber bestimmt, und seine Miene verriet, daß er gewillt war, seine Pflicht zu tun.
»Wo wollen Sie hin?«

»Zur Rampe!«

Der Polizist wich nicht von der Stelle. Knapp und sachlich, jeden Widerspruch von vornherein im Keim erstickend, stellte er fest:

»Bedaure, Sir. Der Platz ist für Unbefugte gesperrt.«

Ich zückte meinen Ausweis. Der Polizist kontrollierte ihn und gab ihn mir zurück. Seine Miene entspannte sich. Er salutierte und trat zurück.

»Verzeihung, Commander«, sagte er, »das konnte ich nicht wissen!«

Ich rannte bereits an ihm vorüber.

Vom Bodenpersonal umringt, fuhr die *Najade* ihre Schleuse

auf. Als einer der ersten ging John Harris von Bord. Er trug demonstrativ noch immer die graue Lagerkluft eines Uranus-Häftlings. Er hatte sich nicht verändert. Ungebrochen an Leib und Seele, kehrte er nach Metropolis zurück. Er erkannte mich, und wie es seine Art war, fuhren seine buschigen Augenbrauen leicht in die Höhe. Er reichte mir mit festem Druck die Hand.

»Später werden wir miteinander reden, Commander«, sagte er mit jener knarrenden Stimme, die mir so vertraut war. »Ich erwarte Sie in meinem Büro – sobald Sie Zeit haben.«

Ein VEGA-Transporter schwebte heran und nahm ihn auf.

Vor der *Najade* blieb ich stehen und hob den Blick.

Ich sah einen Schöpf roter Haare und ein Paar grüner Augen.

»Mark!«

»Ruth!«

Ich stieß einen Mechaniker zur Seite, schwang mich über die Absperrung, stürzte die Treppe hinauf und schloß Ruth in die Arme.

ENDE

Aktenzeichen: Illegal

Missionszeitpunkt:

5. Mai 2077 – Mitte Juni 2077



Grischa Romen hat sich verliebt – seine Verlobte Ko Ai ist allerdings eine »illegale Geburt« und soll aus Prinzip getötet werden. Mark Brandis glaubt den Beteuerungen seines Testpiloten nicht, daß die Gefahr für Ko Ai so groß sei und verschuldet dabei ungewollt eine Menschenjagd – die VOR haben ein massives Übervölkerungsproblem und wollen keine Ausnahme zulassen.



Als Brandis die Gefahr endlich erkennt, tüfteln er und sein Freund Walter Hildebrandt einen Fluchtplan für sie und Romen aus, der u.a. eine raffinierte holographische Projektion vorsieht ...